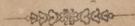


Die fleißige Biene.



Bringt das Neueste und Interessanteste aus der
Natur-, Länder- und Völkerkunde.

Ein

unterhaltend-belehrendes Lesebuch für Jung und Alt.

Mitgetheilt

von

J. J. Volt,

Herausgeber der Jugendschriften: Goldkörner, Goldblätter, Goldperlen,
Blumen und Früchte, des Weisheitskrautes, der Moral des Lebens aus
der Fabelwelt u. a. m.

Zweites Bändchen.

(Für die Jugend auch ein lehrreiches Neujahrs-, Namens-
tags- und Prüfungsgeschenk.)



Prag.

Verlag von Silber & Schenk.

A-368386/A-2

The National Archives



I.

Die Erde ist von der Sonne eines Theiles in jedem Augenblicke beleuchtet, und zwar eines Theils in Tageshelle, andern Theils in Nacht gehüllt, und nach zwei Seiten von Dämmerung umfassen, welche immerfort in Morgen- und Abenddämmerung zerfällt; die Menschheit ist deshalb in eine Biergliederung gesetzt, und man findet also Volksstämme, welche dem Lichtmangel der Nacht des Planeten entsprechen, und zwar die körperlich und geistig unvollkommen ausgestatteten Neger — der äthiopische Stamm; sie sind die Nachtvölker — durch dunkle, oft vollkommen schwarze Färbung bezeichnet. Die zweite Sorte sind die Volksstämme, welche der Erleuchtung — dem Tage des Planeten entsprechen, wozu die kaukasischen, europäischen und in Asien bis zu den Hindus verbreiteten höhern Stämme gehören, alle von mehr oder minder weißer Färbung — es sind die Tagvölker. Zum dritten

muß es geben Volksstämme, welche die Dämmerung des Aufgangs in der Menschheit darstellen — es sind die weit verbreiteten Völker des mongolischen Stammes, von welchen zugleich die malayischen Stämme abgeleitet werden können. Ihre Organisation stehet in vieler Beziehung zwischen der der Tag- und Nachtvölker in der Mitte, und eine dunklere oder hellere gelbliche Färbung zeichnet sie aus — es sind dieß die östlichen Dämmerungsvölker. — Viertens und endlich müssen Volksstämme sein, welche die Dämmerung des Aufganges in der Menschheit darstellen, in denen abermal eine mittlere Organisation, und bald eine dunklere, bald eine hellröthliche Färbung vorherrscht, wohin denn die Völker gehören, deren Mitte der Toltekanische und Aztekische Stamm in Amerika ausmacht und sich bis zu den Feuerländern und Patagoniern, so wie zu den apalachischen Stämmen ausdehnt — es sind dieß die westlichen Dämmerungsvölker der Erde.

Aus dieser menschlichen Organisation und Lage stellt sich nun in der Befähigung zur höchsten Geistesentwicklung in den verschiedenen Stämmen das Maß heraus, daß die geringe Befähigung auf die

Nachtvölker fällt, während die größere den Tagvölkern zu Theil geworden, die Dämmerungsvölker den deutlichen Übergang zwischen beiden bilden, woraus sich der Schluß ergibt, wie es nach den Naturgesetzen eine so große Verschiedenheit in der Befähigung der geistigen Erkenntniß alles Bestehenden giebt, und die Menschen in Stufen eingetheilt, mehr oder minder, sich zu der Einsicht des Wahren emporzuschwingen geeignet sind. Und da man auch das Leben der Thiere und Pflanzen in Betracht ziehen muß, so erkennt man das Ordnungsrecht der Erdbewohner, und den Stufengang von dem Niedrigsten bis zu dem Höchsten, der möglichen Vollkommenheit, die blos sinnliche, nur vegetirende, und die höhere und höchste Geistesgewalt in den unzähligen Individuen jeder Gattung und Form.

II.

Die Sagen von der Erschaffung der Welt, und besonders der Erde, sind bei allen Völkern höchst verschiedenartig und mehr und minder fantasienreich, aber mitunter auch höchst geisteschwach. Die Timnehs, ein Negervolk in Westafrika, glauben, die Welt ruhe auf dem Kopfe eines großen

Thieres, alle Bäume und alles Gras auf der Erde seien Haare dieses Kopfes, und alle lebendigen Geschöpfe so viel Läuse auf demselben. Wenn sich das Thier bewegt, entstehet ein Erdbeben, und wenn es einmal sterben werde, dann sei die Welt zu Ende.

Nachdem Gott die Welt gemacht, war noch kein Mensch da, bis an den Tag, da er einen Mann und ein Weib machte aus der Erde. Nachdem Gott sie erschaffen, forderten sie zu essen, er gab ihnen Reis, aber kein Feuer. Sie machten den Reis zu Mehl, und dieses mit Wasser zu einem Teig, und lebten ein Jahr davon. Das zweite Jahr erhielten sie jedes Kraut zur Speise, und solche Thiere, welche gegessen werden, und Gott zeigte ihnen zugleich diejenigen, welche nicht gegessen werden. Er zeigte ihnen auch alle Arzneimittel und gab ihnen Werkzeuge, auch Feuer. Und als sie um ihre Vermehrung baten, sandte er einen Boten, der von nun an immer den Vermittler zwischen ihm und ihnen machte, und dieser gab ihnen einige Arzneimittel, damit sie dieselben essen und sich vermehren möchten. Als sie diese Heilmittel sahen, verlangte das Weib zuerst davon zu essen, vor dem Manne. Der Bote wollte nicht, sondern ging fort, um sich deshalb bei Gott an-

zufragen, welcher des Weibes Begehren bewilligte. Es waren acht verschiedene Medicinen; das Weib nahm die größte davon und aß sie. Dieß ist die Ursache, warum das weibliche Geschlecht jeden Monat unwohl ist. Dann nahm der Mann eine, und nachher theilten sie die sechs übrigen unter sich. Nun waren sie im Stande, sich zu vermehren und Kinder zu zeugen. Das Weib ward schwanger, und gebar ein Knäblein, das ganz schwarz war. Sie wurde wieder schwanger, und gebar ein Mädchen, das ganz weiß war. Zum drittenmal gebar sie Zwillinge, einen weißen Knaben und ein schwarzes Mädchen. Als der Bote Gott Bericht von diesen Kindern gab, erhielten die Weißen Zimmerleute und Bücher? Die Zimmerleute machten Häuser für die weißen Leute, und Schiffe, um die See zu befahren, um sich Reichthümer zu erwerben; und der Bote versetzte die weißen Menschen nahe an das Meer; die schwarzen versetzte er auf Berge und in Wälder, und unterrichtete sie, Grasshäuser mit Erde zu machen, Felder anzulegen, und alle harte Arbeit zu thun. Die weißen Leute hatten aber nichts zu thun mit solchen Dingen, deswegen sind die weißen Leute viel klüger, verständiger und mächtiger als die Neger, daß sogar ein weißer

Knabe den Negern überlegen ist. Von diesen weißen und schwarzen Kindern kommen alle Nationen der Erde.

Es ist durch diese Anschauung der Menschenschöpfung bei diesen Negern sehr bemerkenswerth, daß sie die weißen Menschen höher stellen, was wohl in der Selbstwürdigung ihrer geringeren Kenntnißfähigkeit liegt, und die Beispiele der geisteskräftigen Weißen sie zur Anerkennung ihrer Unterstellung hinführen.

III.

In den nordamerikanischen Freistaaten giebt es vielerlei christliche Religionssekten, und unter diesen auch die der Shaker. Ihr Bethaus ist zugleich das Tanzhaus, denn nach den Offenbarungen des Fräulein Annely (der Braut des heiligen Geistes?) glaubt diese Sekte das ewige Leben durch Mönchthum und religiöse Tänze verdienen zu müssen. Ihr sogenanter Gottesdienst ist eben so seltsam, als lächerlich und grauenhaft zugleich. Die Frauen wie hüpfende Leichen, die Männer wie verrückte Betbrüder. In dem Saale ohne alle Verzierung springen auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen, bald tanzen sie vor, bald zurück, hinter

und gegeneinander, bald ziehen sie kleine und lange Ringelreihen, keines faßt aber das andere an, jedes trippelt für sich, und einige machen zwischendurch kerzengrade Luftsprünge. Das Hauptstück ist aber, sich um sich selbst wie ein Wirbel zu drehen (a la mahomedanischen Derwischen). Dabei sehen sie durchaus ernst und andächtig aus, die Hände halten sie alle halb erhoben, gerade wie die Hunde beim Tanzen ihre Pfoten halten, und den Takt geben sie durch ein gellendes Liedchen, welches zuletzt in einen langen tiefen Ton ausläuft; dann lassen sie die Hände sinken und stehen ein paar Minuten still, worauf das entsetzliche Tanzen wieder beginnt. Die Männer tanzen in Hemdärmeln, die Frauen in dunkelbrauner Kleidung mit weißen Hauben und Schürzen. Die Gesichter sind bei dieser Tanzanstrengung gelbbraun, mit schäuflich tief liegenden Augen. — Na, die Erde ist halt ein Narrenhaus, wo die Gescheidten in der großen Minderzahl sind.

IV.

England ist ein Staat, wo bei einem Theile der Bevölkerung ein sehr großer Reichthum vorfindig ist, bei den ärmsten Klassen auch das höchste Elend, wie in keinem andern Staate.

Jede bedeutende Fabrikstadt hat ihre Ghetto (Schmutzwohnungen), verwünschte verabscheuungswürdige Quartiere, wohin kein ordentlicher Mensch hingehet.

Sie bieten den trostlosesten Anblick dar, und man findet dort alle Schrecken vereiniget, welche man nur in Orten finden kann, die menschlichen Wesen als Wohnung dienen. Die Massen wohnen in engen und schlecht gelüfteten Zimmern oder in einer großen Anzahl ebenso elender Hütten. In diesen jämmerlichen Quartieren sind die verschiedenen Alter und Geschlechter, Väter und Töchter, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, Männer und Frauen, Schwärme von Kindern, Kranke, Sterbende und Todte zusammengehäuft und so an einander gepreßt, daß selbst Thiere einen solchen Zustand nicht ertragen würden. Es ist rein unmöglich, da irgendwie den Anstand zu bewahren, jedes Gefühl von Schicklichkeit und Achtung vor sich selbst muß da verloren gehen, und einer Sorglosigkeit, einer Gleichgültigkeit gegen alle Sitte, welche nothwendig aus der Verderbtheit der Gesinnung entspringen, Platz machen. Reich an Menschenliebe ist England nicht, aber an Maschinen mit und ohne Dampf. Die Arbeiterklasse, ihrer Hände

arbeit durch die Maschinen beraubt, bestehet nur meist aus Handlangern bei diesen selbst, und muß ihr elendes Leben auf das kümmerlichste fristen, um Einzelne überaus reich zu machen. Wie glücklich sind dagegen die Menschen in Staaten, wo ihre Hände die nothwendigen Produkte verarbeiten, und einen bessern Lebenserwerb erzielen.

V.

Die Engländer haben mehrmals Nachrichten von den Bewohnern Mittelafrikas erhalten, daß sich in Mitte dieses Erdtheiles ein großer See befinde, aber erst 1849 gelang es dem Missionär Dr. Livingston, in Begleitung der Herren Dswell und Murray auf diesen Punkt zu gelangen, wo sich wirklich dieser große Binnensee befindet. Nach einem ausdauernden Marsch über 300 englische Meilen durch eine größtentheils wüste Gegend, kamen sie am 4. Juli an einen prächtigen Strom, folgten demselben noch etwa 300 Meilen, und erreichten den Batafama am Nagani-See im Anfange Augusts. Sie fanden an demselben eine Menschenrace, viel dunkler als ihre nächsten Nachbarn mit freier, männlicher Haltung, welche längs dem Fluße und See in Rähnen, aus un-

geheueren Baumstämmen ausgehöhlt, auf dem See herumruderten, und Fische mit Netzen fingen, auch Flußpferde mit Harpunen tödteten. Die Ufer sind ausnehmend schön, mit riesenhaften, zum Theil bis jetzt unbekanntem Bäumen umgeben, von denen einige 70 bis 80 Fuß im Umfange haben. Das Wasser des Flusses ist hell wie Kristall, weich und kalt, und hat ein periodisches Steigen, selbst in der trockenen Jahreszeit, daher nicht von Regen verursacht, da das Wasser so rein ist, und große Massen von Fischen mitbringt. Das Land ist schön und fruchtbar, und die Reisenden fanden es auf dem ganzen Wege sehr kalt, ein Umstand, der hinreichend für die große Höhe der inneren Landschaften Afrikas spricht, und vermuthen läßt, daß das Klima so gesund ist, als das von Mexico, Peru und andern Tafelländern in Amerika.

Noch ist für die Menschheit Platz genug auf der Erde, wo es gut zu wohnen wäre, und selbst in den heißen Erdtheilen sind nur die Küsten derselben für Europäer zu heiß und nicht geeignet zu schweren Arbeiten, aber im Innern dieser Erdtheile, wo sich große Gebirge befinden, und somit die Oberfläche der Erde erhabener ist, gestaltet sich das Klima viel milder, und ist denen aus nördlichen

Gegenden der gemäßigten Erdtheile Eingewanderten ganz angemessen.

Statt sich durch Kriege zu vertilgen, sollen die Menschen auswandern aus solchen Gegenden, wo eine Ueberbevölkerung bereits eingetreten, und den Auswanderern menschenfreundlich jede Unterstützung gewähren. Bis jetzt gewährt Nordamerika und Australien die Uebersiedelungen, aber auch die Zeit wird kommen, wo diese Erdtheile hinlänglich mit Menschen versehen sein werden.

VI.

Die Insekten auf der Mosquitoküste in Mittelamerika sind den Einwanderern besonders lästig, denn wo nur ein Busch stehet, finden sich auch die Mosquitosfliegen, sobald aber das Land urbar gemacht wird, nimmt ihre Zahl ab, und man kann sich ihrer dann leichter erwehren. Außer den Sandfliegen und Sandflöhen gibt es aber noch eine Art rother Ameisen, Wie-wie-gownie genannt, die der Jäger oft auf seinen Wanderungen trifft. Dieses kleine Geschöpf hat die Eigenthümlichkeit, sich stets ein Blatt über den Kopf zu halten, als ob es sich damit vor der Sonne schützen wollte. Die Ordnung und Regelmäßigkeit, die sie auf ihren Märschen

beobachten, ist wahrhaft wunderbar. So weit das Auge nur reicht, kann man die regelmäßige Linie ihres Zuges und die unendlichen Sonnenschirme, die sich im leichten Luftzug bewegen, erkennen. Gewöhnlich ziehen sie in zahlreichen Schaaren, und werden von den Pflanzern vernichtet, wo sie dieselben nur finden, da sie besonders den Cassada-Anpflanzungen gewaltigen Schaden zufügen, und alles vernichten, was ihnen in den Weg kommt. Die Menschen haben die Vernunft zur Richtschnur ihrer Handlungen, die Thiere den Instinkt. Leider benutzen die Letzteren diesen oft weit besser, als die Ersteren ihre geistige Kraft zu ihrem eigenen Wohl.

VII.

Die Dajak's auf der großen Insel Borneo im ostindischen Meere, welche im Innern derselben wohnen, sind noch ein sehr roher Menschenstamm, welcher Sitten und Gewohnheiten hat, die eine große Unmenschlichkeit, einen gänzlichen Mangel an Menschenliebe beurfunden. Zu diesen gehört auch die infame Sitte, bei einer Brautwerbung der Braut Menschenschädel als Fürsprecher darzubieten. Hat ein heirathslustiger Dajak noch keine drei solche Siegeszeichen im offenen Kampfe erbeutet, dann

legt er sich, um sie vollzählig zu machen, in den Hinterhalt an einen Weg, und sucht einen Vorübergehenden, aber nicht von seinem Stamme, den Speer durch den Leib zu jagen, haut ihm mit einem Hieb den Kopf herunter und eilt davon. Der Mörder wird zu Hause festlich empfangen, vom Kopf das Haar abgeschnitten und aufbewahrt, um die Waffen damit zu zieren. Von dem Kopfe selbst wird die obere Hirnschaale abgelöst, von allem Fleische gesäubert und darauf in Kalk gelegt. Nach einigen Tagen wird er aus dem Kalk genommen und mehrere Wochen der Bitterung ausgesetzt, um ihn zu bleichen.

Der Werth des Schädels ist übrigens nicht gleich; der eines Chinesen wird bei einem Heirathsansuchen für zweie gerechnet, und der eines Europäers für dreie, wozu sich aber wohl selten die Gelegenheit darbietet, einen zu erhalten.

So wie ein Mädchen das Brautgeschenk angenommen, geht der junge Mann in seine Wohnung zurück, wo ihm seine Eltern und Freunde erwarten, und in das Haus der Braut zurückführen. An der Thüre bestreichen sie ihn mit dem Blute eines Hahns, und das Mädchen mit dem Blute eines Huhnes; die Verlobten reichen sich die blutigen

Hände und die Trauung ist vollzogen. Ein Mann, der seine Frau verloren hat, kann zu einer zweiten Heirath schreiten, wenn er abermals drei Schädel, die er aber früher nicht besessen haben darf, zum Brautgeschenk bringt; ebenso ist es auch einer Wittwe erlaubt, ein zweitesmal ein solches Geschenk anzunehmen.

Die Insel Borneo ist reich im Innern an Diamanten und Gold, aber den Europäern ist es noch nicht bekannt, wo sich diese Schätze befinden. Der Theil Borneos, welcher den Holländern gehört, hat nur Waschgold, da die Holländer den dort angesiedelten Chinesen nicht erlauben wollen, förmliche Minen anzulegen. Jetzt aber, wo auch die Engländer auf der Insel Labuan in der Nähe sind, und der Kaufmann Brook sogar Gouverneur eines Fürsten auf dieser Insel ist, wird es nicht lange mehr dauern, daß derselbe seine Statthalterschaft in die Hände der Engländer übergehen läßt, und dann werden solche schon in das Innere des Landes vorwärts bringen und es erobern. Vor der Hand haben sie es noch mit den Seeräubern zu thun, um diese zu vernichten, was sie auch bereits mit Ernst betreiben, um auch auf den Flüssen in das Innere des Landes schiffen zu können.

VIII.

Im russischen Kaiserstaate gibt es eine Anzahl Nationalitäten, welche noch weit von der Kultur der europäischen entfernt sind, die in diesem Erdtheile ziemlich weit fortgeschritten, aber in Hinsicht des wahren beglückenden Lebens noch immer eine große Bahn vor sich haben, den Zweck des Lebens für sich vernunftgemäß und freudig auszubeuten. Einer der nomadischen Stämme, die nach Rußland aus Asien eingewandert sind, und jetzt in den Statthalterschaften Nischnei-Nowgorod, Kasan u. s. w. in Dörfern wohnt, und sich auch bereits zum Ackerbau bequemet hat, sind die Tscheremissen, ein zu den östlichen Tschudenstämmen gehöriger Zweig. Sie haben noch, trotz dem, daß ein Theil die christliche Religion angenommen, manche alte Gebräuche aus der Heidenzeit beibehalten. Bei den heidnischen herrscht noch Vielweiberei. Wer genug Geld hat, kauft wohl bis fünf Frauen. Die erste Frau ist gewöhnlich am billigsten, weil, wenn schon eine Frau da ist, die Väter weniger geneigt sind, ihre Töchter herzugeben, wegen der zu besorgenden Zänkereien. Wer zu arm ist, den geforderten Preis zu zahlen, raubt sich wohl das Mädchen, und zahlt dann etwas Beliebiges. Da Arbeit das

allgemeine Loos der Tscheremissinen ist, so kaufen begüterte Väter gern schon ihren noch unerwachsenen Söhnen Frauen als Arbeiterinnen fürs Haus, daher das Mädchen stets im arbeitsfähigen Alter sein muß. Freiwerber ist gewöhnlich der Vater oder der Namensvater, das heißt derjenige, welcher zuerst bei einer Wöchnerin ins Haus gekommen, nach welchem dann das ungeborene Kind genannt wird.

Zu einer Hochzeit werden alle Dorfbewohner geladen, Bekannte und Freunde aus anderen Nationen aber nur zum zweiten und den folgenden Tagen. Am Hochzeitstage begleiten die Gäste aus des Brautvaters Hause die Braut in das Haus des Bräutigams, wo ein Zelt aufgeschlagen ist, in welchem die Braut von ein paar alten Frauen neu angezogen, und von diesen in ihren Pflichten unterwiesen wird. Darauf nimmt der Bräutigam seine Braut in Empfang, und führt sie in die Stube, wo beide niederknien, während dem der Priester Gebete spricht.

Am Morgen nach der Hochzeit erscheint ein Mann im Namen des Vaters der Braut mit einer tüchtigen Peitsche, und wenn die ihn begleitenden Frauen gefunden haben, daß die junge Frau als Mädchen nicht züchtig lebte, so wird sie bestraft.

Ebenso verfährt der Mann später, wenn er Veranlassung zur Unzufriedenheit hat, denn eine Trennung der Ehe findet nicht statt.

Wenn ein Tscheremisse stirbt, und begraben wird, erhält er etwas Geld in den Gürtel eingebunden, und allerlei Hausrath mit in das Grab; auch einen Stock, um sich gegen die Hunde zu vertheidigen, und ein Büschel Rosenzweige zum Schutz gegen die bösen Geister. Ist das Grab zugeschüttet, so stellen die Begleiter für jeden früher verstorbenen Freund ein brennendes Licht darauf und sprechen dabei: „Lebet im Frieden.“ Neben den brennenden Lichtern stehend, verzehret jeder einen Pfannenkuchen, legt drei abgebissene Stücke auf das Grab und spricht: „Wohl bekomm dir.“ Im Hofe des Verstorbenen wird an zwei Pfählen ein Faden ausgespannt, und darauf ein Ring gehängt, nach welchem junge Leute aus der Verwandtschaft oder unter den Gästen mit Pfeilen schießen. Wer ihn zuerst trifft, erhält das Lieblingspferd des Verstorbenen, welches geschlachtet und verzehret wird.

IX.

Die Kulie, ein ostindischer Volksstamm, der in seiner Heimat zu wenig Erwerb findet, wandern

nach der holländischen Insel Java aus, und siedeln sich in der Hauptstadt Batavia besonders als Lastträger an. Das erste menschliche Wesen, welches man bei der Ankunft auf Java erblickt, ist ein Mann mit einer Kopfbedeckung von der Gestalt eines umgekehrten Korbes, übrigens aber ganz nackt, wenn man den Lappen Linnen, der in Gestalt von Hosens von den Hüften bis an die Knie herabhängt, ausnimmt. Er sitzt da auf seinen Fersen, umgeben von zehn Kameraden, welche beiläufig aussehen wie er selbst, und über welche er eine Art väterliche Gewalt ausübet. Der Anführer hat einen muskulösen und wohlgebauten Körper, und ein paar schwülige Schultern, während sein Mund durch die Schwärze der Zähne und eine gute Portion Tabak, welchen er zwischen den Lippen hält, ganz verunstaltet ist.

Bei der Landung eines Angekommenen eilen die Kulis herbei, und tragen alles Gepäck nach dem Gasthose. Es bestehet kein Beispiel, daß etwas von dem, was man ihnen anvertraut, vermißt wurde, eine wahrhaft schöne Tugend dieser Leute. Sie tragen die schwersten Lasten vorsichtig an dem Bambus, womit sie versehen sind, und wären es auch 1000 Pfunde, und giebt man ihnen außer dem bestimmten Trägerlohn noch eine Kleinigkeit für

Tabak oder Betel, so werden sie das nächstemal einander verdrängen, um euch zu bedienen.

Und dieses treue, fleißige, hilfreiche Volk ist die geringste, verachtetste Klasse der Bewohner Batavias. Nur selten haben sie ein eigenes Dach, um des Abends ihr Haupt niederzulegen. In den öffentlichen Gartüchen essen sie den Reis und etwas Zuspeise, aber einen großen Fehler haben sie, den der Spielsucht, und verspielen ihren kargen Verdienst nur zu oft bei den chinesischen Bankiers. Ist einer aber im Gewinne glücklich, dann schleicht er in die Höhlen des Lasters, und raucht Opium, welches nicht blos mit dem Munde, sondern auch mit Brust und Lunge eingeathmet wird. Zuerst verbreitet sich ein angenehmes Gefühl von Kraft und Leben durch alle Glieder des Körpers, und eine fröhliche Stimmung beseelt den Geist, aber bald darauf folgt eine Abspannung der Nerven und eine Betäubung der Sinnkraft, und glanzlos starren die Augen, welche allen Ausdruck verloren haben, phantastische Bilder verwirren sich, und langsam schlummern sie ein, von den abenteuerlichsten Träumen umgaukelt. Die Folge ist ein Siechthum im besten männlichen Alter.

Und es sind nicht allein die ungebildeten

Menschen, welche sich aus Lüsternheit den ihnen verderblich erfolgenden Genüssen hingeben, die meist nicht allein übermäßig, sondern auch lächerlich und ganz überflüssig und unnöthig, ja naturwidrig sind, sondern auch die gebildeten Menschenstämme ergeben sich solchen unnatürlichen, verderblichen Ausschweifungen, und vernichten oft in kurzer Zeit ihr eigenes Wohl und schmachten dann in Elend und Noth! O wie uneinsichtig ist noch der größte Theil der Menschheit, noch weit entfernt von der wahren Lebensweise.

X.

Es gibt noch Nationalitäten, welche noch dem un menschlichen Gebahren der Menschenopfer obliegen, aus den allerirrigsten Begriffen von Gott und der Welt schöpfung, von Menschenliebe und Heilbedingniß. Ein diesem verwandter Wahn ist auch der, welcher bei den Rhands in Godvana (in Ost-Indien) noch vorherrscht, nämlich die Ermordung weiblicher Kinder, deren Zahl jährlich bloß in 6 Distrikten 1200 bis 1500 beträgt. Und warum? Es ist allgemeiner Glaube bei den Rhands, daß die oberste Gottheit, der Sonnengott, am Anfange alles gut geschaffen habe, und das Uebel erst

durch die Erdgöttin in die Welt gekommen sei. Während nun die opfernden Stämme vor allem sich angelegen sein lassen, die Erdgöttin sich günstig zu machen, vernachlässigen die nicht opfernden Stämme dieselbe, und wenden ihre Verehrung ausschließlicly dem Sonnengotte zu. Dieser nun befehle, glauben sie, wegen des Unglücks, das den Menschen durch eine weibliche Göttin zugesügt worden, nur so viele weibliche Kinder zu erziehen, als unumgänglich nöthig sei, damit ferneres Unglück durch Weiber verhüthet werde.

Ferner glauben die Rhands, daß die einmal in einer Familie aufgenommenen Geister stets wieder in dieselbe zurückkehren; aufgenommen wird ein Kind durch die Ceremonien des Namengebens am siebenten Tage nach der Geburt. Stirbt nun ein Kind, bevor diese Ceremonie stattgefunden, so gehört der Geist desselben der Familie nicht an; wird also ein Mädchen vorher ermordet, so wird dadurch die Zahl der weiblichen Geburten für die Familie auch in der Zukunft verhindert. Ein zweiter Grund liegt in der Stellung, welchen die Weiber bei den Rhands einnehmen; sie sind vielleicht die freiesten in der Welt. Die Gegenwart von Frauen oder Schwestern ist nicht nur bei allen Kämpfen

nöthig, um die Lebensmittel herbeizutragen, und durch ihr Zureden zur Tapferkeit zu ermuntern; sie werden auch, da sie am Kampfe keinen Theil nehmen, allgemein als neutral angesehen, und als Mittelspersonen bei Unterhandlungen verwendet.

Im Jahre 1844 ist es dem Engländer Macpherson bereits gelungen, einen Theil der Rhands von den Menschenopfern und Kindermorden abzulenken, und wenn die Engländer ihn auch, wo es nöthig sein sollte, mit Waffengewalt unterstützen, so werden Pulver und Blei diesen Wahnglauben ausrotten, denn leider, wie man bei allen Nationen des Erdbodens sehen muß, giebt es der Arten des Wahnglaubens und der irrigen Vorstellungen von der Bestimmung der Erde und ihrer Bewohner noch eine bunte Menge, und die reine Vernunft ist noch nirgends die alleinherrschende geworden. Nur der Gewalt ist es mit der Zeit vereint öfter gelungen, die falschen Vorstellungen der Menschen zu beseitigen.

XI.

Der südliche Erdtheil unseres Wohnplanetens enthält eine Menge größerer und kleinerer Inseln, von denen viele von Menschen bewohnt sind, welche sich noch meist in einem rohen Zustande befinden,

und keine Geisteskräfte kund geben. Auf diesen Inseln, welche meist ein herrliches Klima haben, und fruchtbringende Bäume und Pflanzen, ist noch sehr viel Platz für Einwanderer aus den mit Menschen überfüllten Theilen Europas. Eine freundliche Ausnahme zum Theil machen die Bewohner der Marquesas-Inseln. Es sind schöne, athletische, dabei zarte und gelenkige Gestalten, in denen sich jede Gemüthsbewegung kräftig ausdrückt. Ihr Anzug besteht in einem faltigen Stück Zeug um die Lenden geschlagen. Die Frauen tragen einen Mantel über die eine Schulter und über die Brust, der unter dem Arm, an der entgegengesetzten Seite befestiget ist, so daß er lose der Bewegung der Luft nachgiebt, und nur geringen Schutz gewährt. Die meisten Frauen tragen Kränze von Laub und Blumen auf dem Kopfe, was ihnen anmuthige Zierde und Schutz gegen die Sonnengluth zugleich verleiht. Das schöne glänzend schwarze Haar wird bei den Frauen meist am Hinterkopf in einen Knoten gewunden. Die Männer scheeren einen Theil des Kopfes kahl, und den Rest der Haare lassen sie in einem oder zwei Knoten wie Hörner emporragen. Männer und Frauen tragen in den weit ausge-
dehnten Löchern der Ohrläppchen allerlei Dinge,

Knochen, Stücke Schildplatt, Zähne u. dgl. Einige tragen Wallroßzähne, andere weiße Blümchen in ein Blatt eingebunden, um den Hals, andere schmückten sich mit Halsbändern von aneinander gereihten großen rothen Hülsen.

Das Tättowiren ist herrschende Sitte, dem Alles, Mann und Weib, Alt und Jung huldiget. Es wechselt bei verschiedenen Individuen von wenigen zarten Linien an, bis zu einem vollständigen, den ganzen Körper überziehenden Geweben von bläulichem Grün. Einige unter den Frauen haben bloß ein paar feine Striche quer über die Lippen, andere Hände und Vorderarme sorgfältig gefärbt. Bei den Männern findet man auch einen etwa zwei Zoll breiten Streif, der an der einen Seite der Stirne seinen Anfang hat, sich in diagonaler Linie kreuzt, und über die Nasenwurzel bis zur Mitte der entgegengesetzten Backen in gleicher Höhe mit dem untern Theile des Ohres sich dehnt. Manche haben das ganze Gesicht mit schauerlich grüner Farbe bedeckt, die bei alten Kriegern mit den rothen Augenliedern und weißen Augäpfeln eine gräßliche Vereinigung bildet.

Daß sich diese Art noch im geistigen und materiellen Zustande roh befindenden Völker in einer

der gebildeten Menschheit ganz entgegengesetzten Ansicht von Schönheit und Verschönerung des Körpers befinden, ist nur ein Ausfluß eines thierischen Instinkts; daß aber auf Humanität und Kultur Anspruch machende Menschen gegen die Regeln der Schönheitslehre sich verunstaltenden Moden hingeben, ist eine Beweislichkeit, daß auch die gescheidten Menschen sich einer ungebildeten Eitelkeit hingeben, einer Unterscheidung, die nicht allein nur zu oft lächerlich, sondern auch für sie selbst sich peinlich herausstellt.

XII.

Je mehr sich die großen Städte vergrößern und an Menschenmenge zunehmen, um so mehr verlieren sie den Charakter der Jugendlichkeit und des Strebens nach sittlicher Vollkommenheit. Der Fall trifft nun auch in der sogenannten neuen Welt, in Nordamerika ein, wo bereits die Stadt New-York über 400.000 Einwohner hat, und hinsichtlich der Sittlichkeit und des Proletariats noch andere Städte überbietet, was das Raffinement des Lasters und der Gaunerei betrifft. Die Zahl von 600 Constablern (Polizeien) reicht nicht mehr aus zur Überwachung der Ordnung, und der Satz bewahr-

heitet sich, daß je größer die politische Freiheit ist, um so nöthiger auch eine Ueberwachung der Ordnung durch die Diener des Gesetzes sei.

Mehrere Schriften, die vor kurzem über die Zustände dieser Stadt erschienen sind, liefern ein sehr niederschlagendes Bild von dem Umsichgreifen der sittlichen Verderbniß in New-York. Eine Menge Taugenichtse, darunter auch viele europäische Einwanderer, nehmen Abends die Straßen ein, und haben es auf die Tugend und den Geldbeutel der Bewohner abgesehen. Am 1. Dezember 1849 waren in den Gefängnissen 1483 Sträflinge.

Aus Europa strömt neben den ehrlichen Leuten auch vieles schlechte Gesindel nach Nordamerika, Betrüger und Revolutionäre, und die Folgen der zunehmenden Demoralisirung werden sich immer mehr und mehr verbreiten. Die Begriffe von der wahren, gesetzlich zum Wohle der Menschheit nothwendigen Freiheit werden wie in Europa nach und nach zu Uebergriffen führen, und viel Elend und Noth verbreiten. Die Kunst vernünftig und lebenszweckmäßig zu leben, ist noch weit von einer Allgemeinheit entfernt. Die Laster überwiegen weit die Tugenden.

XIII.

Wenn Menschen, wenn auch nicht eben so hoch gebildete, wie in mehreren großen Staaten, in einem kleinen Raum beisammen wohnen, so führen sie das Leben in Frieden und Ruhe glücklicher durch, als große Nationalitäten, die in periodischen Kämpfen gegenseitig sich alle menschliche Leiden zufügen. So glücklich sind bis jetzt die Bewohner der Insel Victarin im indischen Südmeere, welche nur eine halbe Meile im Umkreise hat, aber fruchtbaren Boden und eine romantische Schönheit, mit einer sehr üppigen Vegetation, welche im Stande ist, 2000 Menschen zu ernähren. Vor der Hand sind auf dieser Insel nur 140 Bewohner, Abstammlinge von englischen Matrosen, und Weibern aus den Gesellschaftsinseln, Amerikaner und Franzosen. Die Insel bringt Mais, Kartoffeln, Citronen, Orangen, Ananas, Tabak, Zuckerrohr, Pisangs u. s. w. An Thieren kommen gut fort: Schweine, Ziegen, Geflügel in großer Anzahl, Fische gibt es ebenfalls in großer Anzahl, und Bäume zu Bauholz hinreichend. Stürme fallen selten vor, und Blige gar selten. Die Einwohner der Insel haben nette, reinliche und bequeme Wohnungen, weben Stroh-

hüte und kleine Kästchen, Körbe u. s. w., und verkaufen solche, wie auch Früchte und Gemüse an die Wallfischfänger, die bei ihrer Insel anlegen, oder sie vertauschen solche auch gegen Kleidungsstücke, Handwerkzeuge und andere nützliche Artikel.

Ihre Regierungsform ist einfach. Sie haben einen Vorsteher und zwei Räte; der erste wird jährlich erwählt, ernennt einen Rath, und das Volk den andern. Alle Streitfälle kommen vor eine Juri von sieben Personen, wobei Kläger und Beklagter das Recht haben, denjenigen zu verwerfen, den sie nicht vorurtheilsfrei und unpartheiisch halten. In der Religion bekennen sie sich zu der episcopalischen Kirche. Ihr Führer ist dabei die Bibel und gewöhnliche Gebetbücher. Kirche halten sie zweimal der Woche und Hausgebete jeden Morgen und Abend. Den Kindern wird Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte gelehrt. Ihr Schullehrer, der auch die geistlichen Funktionen verrichtet, leitet den Unterricht mit vieler Fähigkeit und Anstand. Die gewöhnlichen Vergnügungen der Erwachsenen sind: die Jagd der wilden Ziegen, das Ballspiel, Ringen auf Stelzen und der Tanz. Für den ruhigern und ernstern Theil der Bevölkerung haben sie eine Bibliothek, sowohl aus Ge-

schichts- und Reiserwerken, als auch selbst aus Romanen, besonders von Walter Scott, Maryat, Dickens u. s. w., die sie theils von Fahrzeugen, die dort anlegen, gekauft, oder geschenkt erhalten haben.

Kapitän Borth, der ihnen 1848 im September nützliche Geschenke gemacht, sagt, daß nichts die Freude und herzliche Dankbarkeit übertreffe, welches dieses einfache aber treffliche Völkchen fühlte und bezeugte. Mit Thränen in Augen erkannten sie die Wohlthaten, die sie nie aufhörten von den Landsleuten ihrer Vorfäter zu empfangen, und wenn ja heiße Dankgebete für solche Gaben gestammelt wurden, so geschah es von diesen tugendhaften und wackern Insulanern. Der Umstand, daß man aus Mangel eines ordentlichen Hafens nur an ihrer Insel mit einem Boote landen, und nur eine kurze Zeit verweilen kann, bewahrt die guten Menschen vor dem schädlichen Einfluß, den die Mannschaften der sonst dort anlegenden Schiffe sicherlich verderblich ausüben würden. Verbrechen sind auch in der That dort so wenig gekannt, als die Menschenliebe gegenseitig eine herzliche, stets wohlwollende ist.

Der gute Geist der Menschheit erhalte die

Bewohner der Insel Victarin in der Erkenntniß alles Guten und dessen Durchführung, was leider bei ganzen Nationen in großen Staatenumfängen die Geschichte der Menschheit nicht aufzuweisen hat. Der Irrsinn hat stets vorgeherrscht, und ist noch überall an der Tagesordnung.

XIV.

London, die Hauptstadt Englands, hatte im Jahre 1850 bereits $2\frac{1}{2}$ Million Bewohner, und unter diesen verhältnißmäßig eine Menge Bettler und Bagabunden, die indeß meist das Leben besser durchbringen, als die armen Fabriksarbeiter. Die Londoner Bettler pflegen zu 40 und 50 in eigenen Schenken zusammen zu kommen und bringen bei Saus und Braus die Nächte daselbst zu. Bisweilen erlustigen sie sich sogar mit dem Tanze, und spielen um Geld.

In dem Augenblick, als die Bettler die Schenke betreten, legen sie mit ihren zerlumpten Oberkleidern auch ihren Charakter ab, und erscheinen wirklich wie sie sind. Da kann man Wunder aller Art sehen. Diejenigen, welche kaum eine Viertelstunde vorher schon mit einem Fuße im Grabe zu stehen schienen, sind wie durch einen Zauberschlag her-

gestellt, und freuen sich auf eine bacchantische Weise ihres Lebens. In einem Winkel der Vorhalle sieht man 30 bis 40 Krücken, welche zur Betreibung des Bettlerhandwerks gehören, und grade diejenigen, welche sich ohne den Krücken gar nicht zu bewegen im Stande schienen, gehören zu den gewandtesten Tänzern. In jeder Hand findet man ein Glas, und Toaste werden häufig ausgebracht, besonders an Geburtsfesten der sehr ehrenwerthen Mitglieder.

Man findet da ein Duzend Personen, mit Augen, so klar und scharf wie Adlseraugen, die den ganzen Tag über stockblind waren. Jene, welche auf der Straße so elend schienen, daß man erwarten mußte, sie würden noch vor dem Abend im Sarge liegen, jubeln und singen wollüstige Lieder. Jeder Arzt würde ihnen wenigstens ein Leben von 40 Jahren versprechen. Dort sitzt einer in der Ecke, schlägt den Takt mit dem Fuße, und jubelt so laut, daß man ihn aus Allen heraushört. Es ist derselbe, der den Tag über wie eine Schnecke auf der Straße herumkroch, und jeden Vorübergehenden in jammernden Tönen um eine milde Gabe bat, und wie es schien, kein lautes Wort hervorzubringen vermochte.

Die Abendgesellschaften der Londoner Bettler währen weit über Mitternacht hinaus, und wenn einer sich vor Trunkenheit nicht entfernen kann, so bleibt er auch über Nacht in der Schenke. Die Meisten von ihnen würden beim Theater ihr Glück machen, denn sie sind durchweg treffliche Mimiker, und haben es in der Verstellungskunst weiter gebracht, als mancher Bühnenjünger nach einer Reihe von Jahren und vielen Studien.

Wenn man nicht in einem Staate streng darauf sieht, daß jeder Betrug dieser Art unmöglich gemacht wird, daß wer arbeiten kann, auch arbeiten muß, und wer es wirklich nicht mehr kann, hinlänglich versorgt wird, so kann es nicht anders kommen, als daß die Demoralisation in alle Klassen eingreift, und der völkerliche Staatsinsassen-Verein ein, das Leben der Rechtlichen selbst, zu einem peinlichen und unerquicklichen macht.

XV.

Selbst in Europa, wo man sich einer vorwiegenden Humanität und geistigen Kultur rühmt, sind die Menschen von beiden noch in manchen Ländertheilen weit entfernt, und selbst die christliche Religion hat verhältnißmäßig auf die Be-

wohner derselben zur Erkenntniß der Menschenliebe, und eines vernünftigen Lebenswandels wenig eingewirkt. So unter andern auch auf der Insel Sardinien, wo die Volkserziehung so sehr vernachlässigt ist, daß bei einer Bevölkerung von 32.000 Seelen, worunter man 1900 Kinder von 6 bis 12 Jahren zählt, nur 150 etwa zur Schule gehen. Von den erwachsenen Bauern kann unter 60 gewöhnlich nur Einer lesen und schreiben. Die Sittlichkeit des Volkes ist kaum weiter fortgeschritten als seine Intelligenz. Die gewöhnlichsten Verbrechen sind die Blutrache (Vendetta) die Brandstiftung in den Wäldern und der Diebstahl. Man schätzt den Werth des alljährlich geraubten Viehes auf 50.000 Franken. Die Diebe werden selten erwischt, weil solche, wenn sie angezeigt werden, alsbald in die Berge flüchten.

Auf der Insel Sardinien giebt es keine Fabrication und selbst der wichtigste Erwerbszweig, die Korallenfischerei, wird von Neapolitanern und Genuesern ausgebeutet. Der Aberglaube der Sardinier ist von der plumpsten Art. Die Geistlichkeit, so geringe auch ihre Kenntnisse sind, genießt die tiefste Verehrung und man fürchtet sich auch vor ihr, weil sie stets im Geheim bemüht ist, von den

Familienverhältnissen in genaue Kenntniß zu gelangen, um daher auf dieselben kräftig einzuwirken, aber leider nur zu einer Ausbeute für sich selbst in materieller Hinsicht.

Kurios ist auf dieser Insel die Heilung eines von der Tarantel-Spinne Gestochenen. Zuerst ist man bemüht, das Insekt aufzusuchen und zu fangen, um zu wissen, welcher Art es angehört, um je nach die Mädchen, Frauen oder Wittwen des Ortes einzuladen, den Kranken zu heilen. Auf diese Einladung erscheinen solche, bilden einen Kreis um den Gestochenen und tanzen um ihn her, während er selbst ohne Unterbrechung einen Solotanz ausführt, bis alle ganz erschöpft und müde sind. Diese Tanzheilmanier wird täglich 3 bis 4mal eine ganze Woche fortgesetzt, wo der Kranke als geheilt erkannt wird.

In einigen Theilen der Insel hat man ein anderes, weit minder angenehmes Heilverfahren. Man fängt damit an, den Kranken bis an das Kinn in einen Düngerhaufen einzugraben, worauf das schöne Geschlecht ohne Unterschied den Patienten bezaubert, nicht durch Tanz und Musik, sondern durch den schrillenden Klang einer Menge kleiner Glöckchen, wie man solche den Schafen

und Ziegen umhängt, und die man so lange als möglich schwingt; das mistönende Geräusch, welches sie verursachen, soll den bösen Geist erschrecken, und ihn aus dem Körper des Kranken austreiben.

— Die Wirkung dieses Heilmittels besteht indes augenscheinlich in der Ausdünstung, welche durch dasselbe erzeugt wird.

XVI.

Es ist das Schicksal der meisten Menschen, daß sie die Mittel zur Erhaltung ihres Lebens auf eine sehr mühsame Art herbeischaffen müssen, und jeder Gefahr trogen, welche ihnen solche nicht zuständig belassen will. Die ungebildete Gattung der kleinern Nationalitäten wohnt in selbst unwirthbaren Gegenden, und muß sich daher auf gefährvolle Errungenschaften zum materiellen Leben werfen, — solches auf der Lebensbahn fortsetzen zu können. So auch die Fischer in Archangel, an der Nordküste des russischen Reiches.

Man staunt oft über die Thaten der englischen Wallfischfänger, über den Muth und die Kühnheit, womit sie sich furchtbaren Gefahren aussetzen, aber deren Unternehmungen werden von

den Fischern von Archangel noch übertroffen. Man darf sich nur auf ihre Frühlingsbeschäftigungen erinnern, in ihren leeren Fahrzeugen, den Karbasen, schiffen sie in das offene Meer hinaus, durchfahren in diesen Rußschaalen ungeheuerer Strecken, gehen unbekümmert den augenscheinlichsten Gefahren entgegen, erdulden tausendfache Entbehrungen, bringen den Winter in den entlegensten Gegenden zu, unter Schnee und mehrmonatlicher Polarnacht. Das Meer ist ihnen die einzige Lebensquelle, und daran sind sie von früher Kindheit an gewöhnt, und davon trennen sie sich nicht, bis in das hohe Alter.

Hat der Fischer ein Schifflein mit Proviant und anderen Nothwendigkeiten beladen, so geht er auf den Fischfang. Kommt ein Sturm, und er ist noch nicht am Ziele einer Insel angelangt, oder ist er im Herbst auf dem Rückweg mit der reichen Beute, kommt ein Windstoß, der sein Schifflein an das Ufer wirft, daß er kaum sich noch selbst rettet, warum trauern und klagen? Er geht an das Ufer, zieht einen Balken Treibholz heraus, und macht daraus ein Kreuz, befestiget es in den Boden, und schreibt darauf, wenn er schreiben kann: „An dieser Stelle litt am Tage“

des Jahres . . . N. N. Schiffbruch.“ Dann klagt er nicht mehr über sein Loos.

Ist es ihm aber gelungen, in einen Hafen des Festlandes einzulaufen, und hat er einen reichen Fang gemacht, so stellt er gleichfalls ein Kreuz zum Andenken auf. Aber nicht immer entkommen die Schiffer glücklich aus jeder Gefahr, häufig gehen die Unglücklichen mit ihren Schiffen zu Grunde; sie kommen vor Hunger um, und noch öfter durch den mörderischen Scorbut, der sie in ihren Winterlagern heimsucht. —

Die Erde hat noch sehr viele Wohnplätze in den schönsten gemäßigten Klimaten und Lagen, welche unbewohnt sind, und wenn die Menschenliebe nur allgemeiner wäre, würde man schon längst die Bewohner unfruchtbarer, peinlich klimatischer Gegenden dahin befördert haben.

XVII.

Die Engländer haben im Süden Spaniens an der Meeresküste, Afrika gegenüber, eine Bergfestung, Gibraltar genannt, wo der berühmte Denkpruch: „Die Arbeit überwindet Alles,“ eine sehr seltsame Bestätigung findet. Die Natur hat hier einen nackten, brennenden Felsen

senkrecht hingestellt, allen Winden der Wüste, allen Gewittern des Himmels preisgestellt. Die Engländer haben trotz dem den Felsen bebaut, Erde und Wasser herbeigeholt, und das kahle Gestein in einen Garten verwandelt, der vielleicht der hübscheste und lachendste auf der ganzen Halbinsel ist. Prächtige Bäume, Aloen vom schönsten Wuchse, Blumen aller Arten, aller Zonen und Farben, und reizende Kioske zeigen sich den verwunderten Blicken. Das Ganze ist jedoch in einen Panzer von Granit gepreßt, und mit Kanonen umstellt, gleichwohl hat der Mensch nicht leicht irgendwo der Natur auf eine überraschendere Weise Troß geboten. Man begreift kaum, wie es den Engländern gelang, in allen Löchern dieser senkrechten Wände fruchtbare Gärten anzulegen, und rings um diese Gipfel Straßen zu graben, wo man reitet und spaziren fährt.

In einem Theile des Berges von Gibraltar hausen noch wilde Affen. Ein Reisender schreibt von deren Ansicht: „Die, welche ich gesehen und verfolgt habe, waren in der Größe von achtjährigen Kindern; sie gingen aufrecht, mit verschränkten Armen und warfen mir jene menschlichen und traurigen Blicke zu, die mich meinerseits etwas

verwirren. Es gab unter ihnen auch sehr junge, kaum so dick wie Wickelinder von einem Monat, die im Sonnenschein freisten. Bei unserem Nahen riefen die Mütter sie mit greller Stimme bei ihren Affennamen, faßten sie dann an den Händen und führten sie wie Kinder auf den Spaziergang, luden sie zuletzt, als sie uns immer näher kommen sahen, auf ihren Rücken, und verschwanden mit außerordentlicher Schnelligkeit hinter den Felsen.“

Diese Thiere leben von Datteln, welche die Bergspitze in Zwergformen bedecken. Zuweilen steigen sie wohl auch in die Gärten herab, und verzehren Feigen und Gemüse. Es ist in Gibraltar ausdrücklich verboten, diese Thiere zu tödten, was aber die Einwohner nicht hindert, ihnen eine Falle zu legen, mit welcher sie oft gefangen werden. Man sagt, daß zwei Affenarten auf dem Berge zwei verschiedene Klippen bewohnen, und sich öfter blutige Gefechte liefern, ihre Todten jedoch sehr anständig bestatten, und zwar in einer Grotte, die Martinsgrotte genannt, wo ein vollständiger Todtenacker derselben sich befindet.

Nur der Handelseigennutz hat die Engländer

bewogen, sich Gibraltars zu bemächtigen, zugleich mit einer politischen Bestimmung, die Meerenge zwischen Spanien und Afrika zu beherrschen, und als ein Wachposten in Kriegszeiten, jeden Ausgang aus dem mittelländischen Meere zu verwehren.

XVIII.

In mehreren Reichen des innern Afrika sind Weibersoldaten nichts Ungewöhnliches, und dieser Zustand läßt sich physisch erklären. Das Weib wird in jenen Gegenden mit 8 — 10 Jahren manubar, ist aber mit 20 — 25 Jahren, wenigstens was die Fortpflanzung betrifft, eine Matrone, nichts destoweniger lebt sie aber noch fort, und ist in einem Alter, wo die Kraft noch nicht erloschen sein kann.

Auch in Indien giebt es solche Weiberregimenter, besonders hält der Nizam von Heiderabad in Dekkan noch jetzt eine eigenthümliche, ganz aus Weibern bestehende Wache. Diese Amazonen heißen Gardonis — wahrscheinlich aus dem europäischen Worte „Garden“ componirt oder corumpirt. Sie sind wie die Spahis gekleidet, mit Musketen versehen, und bis zu einem gewissen Grade disciplinirt. Sie haben öfter an den krie-

gerischen Operationen Theil genommen, und haben sich nicht geringer im Kampfe geschlagen, als die andern männlichen Truppen. Während des Krieges mit den Mahratten hatte der Nizam zwei dieser weiblichen Bataillone, jedes 1000 Köpfe stark, bei sich, und sie führten den Namen „Zaffer Pultuns“ Siegesbataillone.

Auch in der Vorzeit gab es weibliche Truppen, als die Amazonen, die Böhminen, unter der Anführung der Blasta, aber überall nahmen sie ein klägliches Ende.

Es ist unbegreiflich, wie die Menschen überall nicht zu der Einsicht kamen, sich das Leben auf der Erde so viel als möglich auf das ergöglichste zu gestalten; im Gegentheile, sie morden einander unaufhörlich, und im Kriege ist der höchste menschliche Ruhm zu erreichen! — Und Christen, deren Lehre die Menschenliebe vor Allem verlangt, Christen erfinden immerfort neue Waffen, um sich schneller tödten zu können.

XIX.

In China machen die Neuverheiratheten keine Besuche bei ihren Verwandten, sondern alle Bekannten derselben, alle ihre Nachbarn, kurz, wer

nur Lust hat, findet sich bei dem jungen Paare ein, um dasselbe kennen zu lernen. Das junge Paar muß dabei vor dem Bette sitzen. Zuerst kommen die Männer herein; jeder macht eine tiefe Verbeugung, stellt sich dann hin und betrachtet die junge Frau aufmerksam, anreden darf er sie nicht; auch sie schweigt. Dagegen spricht ihr Mann viel und zwar nur von ihr; er entwirft namentlich eine pomphaste Schilderung ihrer Reize, macht auf ihre niedlichen Füße, auf ihre weißen Hände u. s. w. aufmerksam, während die junge Frau wie ein WachsBild neben ihm sitzt. Vor jedem Eintretenden, und der Besuchenden sind meist viele, muß diese Lobeserhebung wiederholt werden. — In einem andern Zimmer erhalten die Leute, nachdem sie ihre Neugierde befriedigt haben, eine Tasse Thee und eine Pfeife Tabak.

Nach den Männern kömmt die Reihe an die Frauen, aber da entfernt sich der junge Ehemann, die Frauen betrachten die kürzlich Verheirathete, musternd vom Kopfe bis zu den Füßen; sie muß ihnen ebenso ihren Mann rühmen, wie dieser sie vor den Männern rühmte. — Von ihrem Benehmen bei dieser Gelegenheit hängt der Ruf ab, in dem sie später steht. Manche junge Frau entschließt

sich deshalb auch, weil sie überzeugt ist, daß sie durch ihre Reden doch nicht Allen zu gefallen vermag, während dieser Besuche gar nicht zu sprechen, sondern wie eine Bildsäule, mit niedergeschlagenen Augen dazusitzen und sich mustern zu lassen.

Eine junge Frau darf ihre Eltern erst nach einem Jahre besuchen. Merkwürdig ist ferner, daß die Verwandtschaft, welche von Frauen herrührt, in China gar nicht für eine Verwandtschaft gehalten wird, so daß zum Beispiel die Kinder von Schwestern ungehindert einander heirathen können, während man die Verwandtschaft vom Manne her bis in das Unendliche verfolgt, und die Landesgesetze eine Heirath solcher Verwandten selbst im hundertsten Gliede außerordentlich hart bestrafen. —

Die Menschen waren, und sind noch immer in der Wahrheit, in der Zahl der Millionen Welten, auf ihrem Wohnsitz der Erde, größtentheils nur halb einsichtige Geschöpfe, daher man wohl annehmen kann, daß nach der Stufenfolge der Naturgesetze überhaupt, es Welttheile giebt, wo deren Bewohner eine höhere Vernunftkraft besitzen, und dieser gemäß, auch vernünftiger ihre Lebensbahn beschließen. Der Wahn der Erdenbewohner

geht jedoch nur von sich selbst aus, da die meisten den Glauben hegen, nur die Erde habe Menschen, welchen als Endziel ein Himmelreich beschieden ist, und alle die Millionen Sonnen und Sterne sind nur für sie zur Parade da, unbewohnt und todte Massen! —

XX.

Das Leben der Menschen gestaltet sich in den Erdstrichen, welche sie bewohnen, sehr verschieden, und ist stufenweise emporsteigend, von gänzlicher Rohheit, bis zur möglichsten Kultur des Geistes. In Brasilien (Südamerika), obgleich ein Kaiserreich, ist die Civilisation noch weit von der europäischen entfernt. Von Fabriken und Manufakturen findet man keine Spur, und ebenso wenig sind Vergnügungsorte vorhanden, in denen die Lebenslust bei geselliger Unterhaltung, Spiel und Tanz Genuß finden könnte. — Die Masse der Bevölkerung besteht aus Lumpen, einer Bastardenrace von Weißen, Negern, Mestizen, Creolen, die in ihrer Versumpftheit fort vegetiren, und keines höheren Aufschwunges fähig sind.

Eigentliche Volksfeste, Scheibenschießen, Ernte- und Jahrmarktsfeste u. s. w. kennt man nicht;

Alles wird von dem Kirchenleben absorbirt. Wie in Europa die Polizei die Menschen unter ihrer Vormundschaft zu halten angewiesen ist, so hat sich in Brasilien die Kirche derselben bemächtigt, und in dieser Hinsicht hat man sich in Brasilien nicht darüber zu beklagen, denn das Gängelband, das Priesterflugheit wob, um daran das Volk zu leiten, ist sanft und weich.

Die Kirche ist also den Brasilianern Alles: sie muß ihm die Zeit vertreiben; wenn er sich langweilt, sie gilt ihm in ihren pompösen Aufzügen für eine angenehme Schaulust. In der Kirche werden Liebschaften angebahnet, und die Mädchen angeln nach Eroberungen. Die Kirche ist es, die mit ihren Sakramenten ihn auf dem Sterbebette tröstet, wo es vielleicht zum erstenmal geschieht, daß er ernsthaft an das Jenseits denkt; die Kirche ist es endlich, in welcher der Brasilier begraben sein will, um unter den Fittichen eines Heiligen, mitten durch das Fegfeuer geraden Wegs in das Himmelreich zu schlüpfen.

Geistesschwache Menschen haben keinen andern Halt zu der Ewigkeit, als die sinnlichen Vorbereitungen zu derselben, und da deren Zahl eine ungeheuer überwiegende ist, so muß die Ceremonie

eines Kultus die Sinne beschäftigen, und zugleich auf das moralische Leben einwirken. Die Geschichte der Menschheit liefert vom Anfange bis jetzt die Belege dazu. Nur der Geistesstarke, Erkenntnißkräftige vermag sich in seiner Seelenreinheit in das Reich der Ewigkeit schon auf Erden zu versetzen, und dieser gemäß, seine irdische Laufbahn zu durchwallen, welche in der Befolgung der göttlichen Gesetze und in der Liebe des Nächsten zu dem freudenreichsten Ziele führt.

XXI.

Die größten Hauptstädte haben auch die größte Zahl von Bettlern und Bagabunden, und es wird ordentlich in manchen, in der Kunst zu betteln, ein angemessener Unterricht ertheilt, was besonders in London der Fall ist, wo ein altes Weib eine Schule für kleine Kinder hält, in welcher sie in der Kunst entsprechend zu betteln, unterrichtet werden. London ernährt täglich 15000 Straßenbettler, darunter mancher täglich 36 fr. erbettelt. Viele bilden sich in Clubs, wo des Abends mit recht vielem Anstande eine Partie Whist oder Boston gespielt, mit den Bettelmädchen getanzt und mit den Collegen wacker getrunken wird.

Eine spekulative Bettelfrau zahlt für ein Kind, wenn es recht elend, gebrechlich und franken Aussehens ist, mit Vergnügen zwei Schilling täglicher Miethe; ein blinder Mann ist theurer, und um so mehr bekommt er, je abgemageter er ist und gräßlichere Gesichter er schneiden kann. Parade-Artikel sind die Jungen, welche durch künstliche Verdrehung ihrer Gliedmassen sich zu jämmerlichen Krüppeln gestalten, und dazu rechts und links schielen können. — Eine Frau sitzt 10 Jahre lang jeden Tag an derselben Stelle mit zwei Zwillingen, die nicht älter und größer werden. Die Bettler halten sich dergleichen Subjekte nicht selbst, dies ist zu unbequem und mit der Unnehmlichkeit ihres häuslichen Lebens nicht verträglich; dazu sind besondere Magazine, aus denen dergleichen Kinder, Krüppel und Jammergestalten früh abgeholt, und an dieselben Abends wieder abgeliefert werden. Es versteht sich dabei von selbst, daß der Abholende dem Magazine eine verhältnißmäßige Caution stellen muß. Außer der Straßenbettler giebt es noch sehr viele verschämte Arme, die von Haus zu Haus mit Bettelbriefen herumgehen. —

Mit jedem neuen Jahre rühmt man sich der steigenden Cultur, der geistigeren Auffassung der

Christlichen Religion, der höheren Einsicht im Betriebe des gesellschaftlichen Staaten- und Familienlebens, und hat es doch noch nicht dahingebracht, den Bewohnern der Erde insgesammt einen für jede Lage derselben entsprechenden Lebensunterhalt zu octroiren. Die Abstufung zwischen zu reich und zu arm ist in der Höhe und in der Tiefe noch nicht ausgeglichen, und die neueste Narrheitstheorie des Socialismus würde, wenn solche nur auch auf eine Zeit möglich wäre, gerade ganze Bettlervölker hervorbringen, und zu dem gräßlichsten Uebergang führen. Nicht gar zu reich, und nicht gar zu arm, in einem solchen Verhältnisse kann die Menschheit allein sich insgesammt des Lebens freuen; nicht gar zu großen Ueberfluß, und nicht gar zu großer Mangel. Auch ohne dem Ueberflüssigen ist das Nothwendige hinreichend, die Bahn des Lebens zu einer freudigen zu gestalten.

XXII.

In London befinden sich Verkäufer von Pferdefleisch für Hunde und Katzen, die man Carriers nennt. Sie kaufen ihre Waare bei den Schindern, todte und auch lebende Pferde, welche die Schinder zuerst von allen Seiten des Landes

durch ihre Correnspondenten auffaufen lassen. Die Todten schafft man auf Karren fort, hinter denen man diejenigen, die sich noch auf den Beinen halten können, eines an den Schweif des andern bindet. Findet sich darunter ein Junges, das man in Folge eines Unfalles zu rasch zum Tode verurtheilt hat, so bringen es die Schinder in den Stall, pflegen es, und stellen es oft wieder her. Auch widerspänstige Pferde werden oft an die Schinder verkauft, welche oftmal solche dennoch zu bändigen verstehen.

Die Pferde werden von einer Klasse Leute abgeschlachtet, die man Knacker's nennt, und welche beiläufig des Tages 4 Schillinge verdienen. Ihre Arbeit beginnt um Mitternacht, weil das Fleisch vor 6 Uhr des Morgens gekocht sein muß, um zu rechter Zeit dem Austräger übergeben zu werden. — Alles dieses Fleisch ist für Hunde und Katzen. Ein Mann, der das Geschäft 25 Jahre lang betrieb, hat berechnet, daß man in London wöchentlich beiläufig 150 Pferde aushauet, sonach gegen 200000 Pfund Fleisch, das wöchentlich von Hunden und Katzen verzehrt wird. Die Schinder werden bei diesem Geschäfte reich, und ziehen sich

dann von diesem eckelhaften Geschäfte zurück und werden Landeigentümer.

Unter den Carriers befinden sich Männer und Frauen, und die letzteren ergeben sich meist der Trunkenheit. In der neuesten Zeit hat sich die Confurrenz dieser Pferdefleischverkäufer sehr vermehrt, und bringt daher nicht viel Gewinn ein. Den besten Absatz haben sie bei den Kleinhändlern und Arbeitern; die schlimmsten Kunden sind die alten Jungfern, weil sie immer an dem Preise abdingen und sehr unrichtig zahlen.

Mancher Herr kauft täglich 4 Pfund Fleisch für zwei schöne Neufoudländer Hunde. Man erzählt von einer Negerin, die sich täglich für 16 Pence Fleisch kaufte, dann auf das Dach ihres Hauses stieg, und dieses Fleisch den Ragen in die Dachrinnen hinwarf, wodurch alle herumirrenden Ragen aus der ganzen Nachbarschaft herbei kamen, so daß sich die Nachbarn darüber bei der Polizei beklagten, denn das Geschrei und Geheul der hunderte von herbeigelaufenen Ragen war furchtbar anzuhören.

Die meisten Händler des Pferdefleisches tragen einen glänzend gefirnigten Hut, Aermelwesten von schwarzem Sammet, eine blaue Schürze, Ho-

sen von Pelzsammt, und ein blaues, mit weißen Erbsen gesticktes Halstuch; manche auch zwei und drei solche Halstücher. —

Die Erwerbswege der Menschen sind gar mannigfaltig, und wohl dem, der solche aufzufinden und einträglich zu benützen weiß. Schon mancher Mann ist durch die Erfindung eines anfangs anscheinend, unbedeutenden Verbrauchartikels zum Wohlstand gelangt, wie zum Beispiel mit der Fabrication der Schwefelzündhölzer, mit den Abfällen von Häuten zur Düngung u. s. w. Wer das Kleine nicht verschmäht, und beharrlich es auszubeuten bemüht ist, erreicht seinen Zweck in den meisten Fällen.

XXIII.

Die Provinz Biscaya in Spanien, deren Bewohner sich Basken nennen, enthält in ihrer Gesammtheit lauter Edelleute; Alle, die Grafen, die Ritter, die Bauern, Alle sind adelige, und in dem Gesammtleben, und bei allen Spielen an Sonn- und Feiertagen, Gesangvereinen u. s. w., stehen die hohen Adelige im Tanze neben Schneidern und Quincaillerieshändlern. Bei den Basken trifft man nicht den Contrast des äußersten Elen-

des über übermäßigen Reichthums; ein allgemeiner auf den Anbau des Bodens gegründeter Wohlstand scheint zu allen Zeiten in diesem Lande geherrscht zu haben, das seine Wohlfahrt auch dem Seehandel dankt.

Die Vasken, eine euskarische Race, zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Züge aus, und es sind besonders unter den Frauen prächtige Gestalten, und die Grazie und der Anstand gehen hinab bis unter die untertesten Stände. Die Männer haben zwar etwas minder ausgezeichnete Gesichtszüge, aber die Schönheit der Formen und die Harmonie der Bewegungen theilen sie mit den Frauen. Der rothe Gürtel um die Lenden, die Weste, wie den Dolman eines Husaren, über die linke Schulter geworfen, den Barret leicht über das Ohr gestülpt, den Stab in der Hand, scheinen sie stets sprungbereit, und wenn sie hoch den Kopf tragend und mit stolzem Blicke grüßen, so fühlt man in dieser, anderswo mit Servilität gepaarten Handlung eine wahre Curtoisie, und betrachtet man diese Bevölkerung, wo jeder seine persönliche Würde zu behaupten, und zugleich die des Anderen zu achten verstehet, so begreift man die alten, von den spanischen Königen denselben gewährten

Vorzüge. Sie sind in der That ein Volk von edlen Leuten.

Wie jedes Volk als Nationalität, haben auch die Basken besondere Eigenheiten. Wenn die Männer Ball- oder Regelspiele betreiben, tanzen die Frauen mit einander. Die Gebirgsbasken haben einen besondern charakteristischen Sittenzug: wenn eine Frau niederkömmt, so legt sich der Mann in das Bett, nimmt das neugeborene Kind zu sich, und empfängt die Complimente der Nachbarn, während die Frau aufsteht und den häuslichen Geschäften nachgeht.

Die sittlichen und geistigen Züge der Basken entsprechen vollkommen ihrem Aeußern. Sie sind sehr reinlich, unternehmend und vortreffliche Arbeiter. Sie besitzen einen lebendigen, durchdringenden Geist, und sind geneigt zu Scherz und selbst zu Spott. Poesie und Musik ist ihnen eigen. Manchmal liefern sich die Bewohner zweier Dörfer wahrhafte poetische Kämpfe, die Improvisatoren fordern sich heraus, und antworten sich in Versen, die bald gesprochen, bald nach Nationalmelodien gesungen werden. Das geringste Ereigniß wird zum Stoffe eines Liedes. Jeder betrogene Liebhaber macht ein Lied auf seine Geliebte, und eine

Zeit lang kann diese nicht das Haus verlassen, ohne von den Straßenzungen geneckt zu werden.

Die Basken sind demnach ein glückliches Völkchen, und wenn sie von den französischen Nachbarn nicht zu politischen und andern Uebergriffen verführt werden, so ist ihr Loos auf Erden ein zufriedenstellendes, und sie haben nicht Ursache, die großen, sich hoch gebildet dünkenden Nationen Europas zu beneiden. Sie erfüllen den Zweck des Lebens weit angemessener in freudiger Zufriedenheit.

XXIV.

Die Indianer in Brasilien, in den Waldgebirgen haben eine große Geschicklichkeit, die Stimme der Thiere und Vögel nachzuahmen, um solche dadurch herbeizulocken, um sie mit ihren Pfeilen erlegen zu können. Wenn sie um Mittag, in den Schatten des Waldes hingestreckt, von lautloser Stille umringt, ihre Siesta halten, so stoßen sie, oft blos zu ihrem Privatvergnügen, plötzlich die rauhe, abgebrochene Stimme der Unze, oder das heisere Getreisch irgend eines Raubvogels aus, und dann verwandelt sich auf einmal die lautlose Stille des Waldes zu einem Tummelplatz des Aufruhrs und der lebhaftesten Bewegung. Die

Bierfüßler scheuchen von ihren Lagern auf, und das grüne Laubdach des Waldes belebt sich von aufgeschreckten Vögeln. Die Thiere des Waldes hörten die warnende Stimme ihres Tyrannen. Die amerikanischen Wilden haben zwar einen Hang zur Trägheit, aber auf der Jagd entwickeln sie eine Lebensfülle, eine strogende Thatkraft und Unermüdblichkeit. Jeder Nerv, jede Muskel zeugt von der Spannkraft des Körpers, von der Federkraft und Elastizität einer Gelenkigkeit, die sich weder durch das Dickicht des Waldes, noch Ströme, Wüsten und Gebirge von der Verfolgung des Wildes abhalten läßt. Für reisende Europäer haben die Tage in der Wildniß Brasiliens mancherlei Freuden, von denen der Stubenmensch fast keine Ahnung hat. Wie herrlich ist die Hochfeier der Nacht des Südhimmels mit dem silbernen Mond und den Myriaden von Sternen, Welt über Welt stehend; oder die furchtbare Majestät einer tropischen Gewitternacht, mit lautem Sturm die hohen Kronen des Waldes schüttelnd und Riesenstämme zerbrechend, einen wunderbaren Contrast von der tiefen Ruhe und dem wilden Aufruhr bildend.

XXV.

In Polen forschen die Burschen am Vorabend der heiligen Katharina, und die Mädchen am Vorabend des Festes des heiligen Andreas in gewissen Anzeichen nach ihrer zukünftigen ehelichen Bestimmung. Am Vorabend der heiligen Katharina setzen die Burschen ein junges Weichselreis in einen Blumentopf, und warten dessen sehr sorgfältig. Wenn es vor Weihnacht oder doch vor dem Neujahr Keime treibt, so nehmen sie es für ein günstiges Zeichen, und glauben eine gute Partie zu machen. Ein großes Gewicht legt man auf Träume, und da ist dann das weibliche Köpfschen gar sinnreich in den Anstalten, die ihr den Zweck erreichen helfen sollen. So legt zum Beispiel das Mädchen den Tag über Blätter, worauf die Namen der ihr bekannten oder unbekanntem Werber geschrieben stehen, unter das Kopfkissen, und dessen Hausfrau glaubt sie zu werden, dessen Namen jenes Blättchen enthält, das Jemand am künftigen Morgen herauszieht. Dabei muß das Mädchen strenge Fasten halten, und vor dem Schlafengehen an diesem Tage die Worte sprechen:

Bettlein, auf dich leg' ich mich,
Heil'ger Gott, ich bitte Dich,

Laß den Allerliebsten meinen
Mir im Traum erscheinen.

Die Bauernjungen, die auf ähnliche Weise dabei vorgehen, pflegen, um sicherer von jenem Mädchen, das sie zur Braut wünschen, zu träumen, einen Stein oder einen Ziegel mit einem Kleidungsstücke desselben zu umwinden, und unter das Kopfstücken zu legen. Manchmal genügt schon ein Schuh der Holden.

In Poblachien unter den Ruthenen herrscht ein anderer Brauch. Will ein Mädchen, daß ihr künftiger Gatte zuverlässig im Traume ihr erscheine, so betet sie am Vorabend des heiligen Andreasfestes neun Vaterunser stehend, neune kniend, neune sitzend; dann setzt sie Leinsamen in einen mit Erde gefüllten Blumentopf, und singt dabei:

Heiliger Andreas,
Ich säe Leinen auf dich aus;
Mach, daß mein Aug' im Traum erschaut
Den Mann, der mich heimführt als Braut.

Bei allen Nationalitäten haben geherrscht und herrschen noch immer allerhand Wahngebräuche, und werden wohl nie aufhören, da das Erkenntnißvermögen der Wahrheit in jeder Beziehung bei den meisten stets ein schwaches verbleibt, indes, wenn

solche Wahngelilde dem Wohle der Menschheit keinen Nachtheil bringen, sind solche dergestalt nicht unliebsam, und man kann schon deshalb über ihr Bestehen ein Auge zudrücken, da solche den Einsichtsvolleren nur ein Lächeln abgewinnen.

XXVI.

Die Völkerschaft der Basken in Spanien, die sich Euskaldunac (ein Volk, das eine geschickte Hand hat) nennt, und in grader Linie von Noah herzustammen glaubt, daher auch ihre Sprache für die des Adams und der Eva hält, und solche auch bis auf den heutigen Tag rein bewahrt hat, ist für Ausländer fast gar nicht zu erlernen. Sie hat über vier Milliarden ein-, zwei- und dreisilbige Wörter, verwandelt Haupt-, Für- und Beiwörter in Zeitwörter, und diese wieder in Haupt- und Beiwörter. Ein Zeitwort unserer Sprache kann auf 26 verschiedene Weisen ins Baskische übersetzt werden, ferner giebt es verschiedene Conjugationen, je nachdem man zu einem Kinde, zu einer Frau, zu einem Gleichgestellten oder zu einem Obern spricht. Wie dem aber auch sei, die Sprache der Basken ist jedenfalls allen andern überlegen an Reichthum und Beugungsfähigkeit und dem Menschen

so natürlich, wie das Bellen dem Hunde, und dem Dachsen das Brüllen. Die kindlichen Laute: papa, titi, mama, caca, die sich bei so vielen Völkern wiederfinden, sind das reinste bastische, und bedeuten: Essen, Brust, Saugen und Unreinlichkeit.

Das Verhältniß der Basken zu der spanischen Regierung gestaltet sich unter vielen Privilegien (Fueros), und ist zum Theil ein republikanisches, so, daß sich in den eigenen Angelegenheiten jedes Dorf, jede Stadt selbst regieret, und nur in einer Versammlung von Landesdeputirten sich vereint der spanischen Regierung anschließt, und das Wohl des eigenthümlichen Gebietes und Volkes betreibt. Man trifft bei den Basken, bei welchen in allen Fällen eine Gleichheit der Rechte bestehet und nur ein materieller Unterschied, da sie Alle sich als Adelige betrachten, weder große Armuth noch übermäßigen Reichthum, und ein allgemeiner Wohlstand der hauptsächlich auf Landbau gegründet war, und auch theilweise dem Seehandel verdankt wurde, scheint jederzeit in diesem Lande geherrscht zu haben, mithin eine wahre behagliche irdische Existenz, die leider den meisten großen Völkerschaften im Allgemeinen noch nicht beschieden ist, da sie solche sich gegenseitig selbst durch wahnsinnige Kriege vernichten.

Der Stamm der Basken zeigt eine ausnehmend schöne Körperbildung, und wie gemeiniglich bei andern Nationen, sind die Frauen der Basken von noch ausgezeichneterer Schönheit. Auch der sittliche und geistige Charakter des Volkes entspricht seiner äußern Erscheinung. Eine ausgesuchte Keuschheit verräth die Selbstachtung, von der es durchdrungen ist, und das Gefühl der Unabhängigkeit und die Liebe zu ihrem Lande, sind die höchsten Triebfedern ihres Thuns. Sie sind ausgezeichnete Arbeiter, eben so geschickt als fleißig, haben einen lebhaften und durchdringenden Geist, und neigen sich deshalb zum Scherze, selbst zur Spottlust. Auch das Gefühl für die Dichtkunst ist bei ihnen entwickelt, und in Liebesverhältnissen, wenn man sich betrogen sieht, werden Lieder verfaßt, und auf der Straße gesungen, um eine Untreue durch die Straßensungen zu publiciren.

Den Namen Gottes bezeichnen die Basken mit den Buchstaben J. A. D. Ja o, und behaupten, das sei der einzig wahre Name Gottes, wie er in den ältesten Zeiten den Patriarchen offenbart, von den jüdischen Leviten und celtischen Priestern jedoch verstümmelt worden.

XXVII.

Auf der Insel Ceylon im indischen Meere, welche den Engländern gehört, spielen unter den Einwohnern (Cingalesen) Zauber und Amulette eine wichtige Rolle, und besonders interessant ist der Glaube an die Haifischzauberer, der bei den Perlenfischern von Ceylon vorherrschte. Kein Geldanerbieten, wie groß es sei, keine Lockung, wie stark sie sein mag, kann die Taucher bewegen, sich in das Meer hinabzulassen, wenn nicht zwei Haifischzauberer anwesend sind, welche, wie man glaubt, durch ihren Zauber und ihren gewaltigen Spruch die Ungeheuer der Tiefe abhalten, Unheil anzurichten. Einer dieser Betrüger tritt in das Kootsenboot, und bleibt am Steuer stehen, und so wie ein Mann sich in das Meer herabläßt, murmelt er eine bestimmte Zauberformel. Der andere Haifischzauberer bleibt am Ufer, wo er sich nackt in ein Hüttenzimmer einschließt, bis das Boot mit den Tauchern zurückgekehrt ist.

Ein großer eherner, mit Wasser angefüllter Napf wird aufgestellt, worin zwei silberne Fische gesetzt werden, und man behauptet, im Augenblick, wo ein Hai in der Nähe der Taucher erscheine, beunruhigten diese das Wasser, und wenn ein

Unfall eintrete, beiße ein Fisch den andern; wenn der Zauberer solche Anzeichen bemerke, binde er sogleich den Hai durch einen mächtigen Zauber, und zwingt so das Thier, von dem Taucher abzulassen.

Diese Haifischzauberer halten während der Perlenfischerei eine reiche Erndte, da die Eingeborenen glauben, wenn sie solche nicht freigebig belohnen, so würden sie durch ihre mächtigen Zauberformeln die Haifische antreiben, Unheil zu stiften, statt ruhig zu bleiben, bis die Perlenfischerei vorbei ist. Der Umstand, daß selten Unfälle vorkommen, kommt den Zauberherren zu statten, und sie ziehen aus demselben ihre natürlich nur auf eine Finanzspeculation gerichtete angebliche Zauberkrast. — Auch Europa hat derlei Zauberherren, welche zwar nicht die Fische, aber die Menschen bezaubern, daß sie ihnen ihre Geldbeutel öffnen, und sie reichlich für verschiedene Wahngelbde, die als Wahrheit verkündet werden, belohnen und besonders in politischer Hinsicht sich wirksam erweisen. *Mundus vult decipi, ergo decipiatur.* Die Geschichte der Menschheit hat diesen Satz mehr als hinreichend vollkommen wahr erwiesen.

XXVIII.

Die Juden geben sich überall mit dem Kleinhandel ab, und der ärmere Theil besonders mit alten Kleidern, zu welchem Geschäfte sie in London bloß ein Kapital von ein Pfund Sterling (10 fl.) benöthigen. Mit diesem Kapital geht er des Morgens aus, aber ohne Frühstück eher, als daß er ein entlehntes Kapital früher angreift, ehe er damit einen Verdienst erzielt hat. Jeder hat sein Quartier, seine Straßen, ohne je auf das Gebiet seiner Handelsgenossen überzugreifen.

In London giebt es zwei Börsen für die alten Kleider, die eine heißt die Isaaksbörse, und die andere Simonsbörse. Hier werden die Kleider von ganz London Nachmittags verhandelt, der Handel bringt aber heut zu Tage nicht mehr so viel ein, als vor 40 Jahren. Der Wochenverdienst steigt selten höher als ein Pfund Sterling, jährlich stellt sich indeß doch der Gewinn an alten Kleidern in London auf etwa 50.000 Pfd. Sterling.

Die jüdischen Kleinhändler sind nicht sehr fromm, sie gehen selten in die Synagogen, und bringen den Sonntag meistens mit Kartenspiel in ihrer Wohnung zu. Am Sabbath essen sie stets frische Fische zum Frühstück und Mittagessen, und ein

Jude würde eher sein Hemd verkaufen, als an diesem Tage keine Fische essen. Die verheiratheten Juden benehmen sich in ihren Familien fast sämmtlich sehr gut, sie sind liebevolle Väter, und würden eher selbst hungern, als ihre Familie Noth leiden lassen. Der Hauptzug ihres Charakters bleibt Liebe zum Gelde. Die jüdischen Kinder sind im Allgemeinen gute, ihren Eltern sehr ergebene Söhne, welche alles, was sie gewinnen, gewissenhaft in das Vaterhaus bringen, und verkaufen in der Jugendzeit meist auf den Straßen Drangen und Citronen, versehen aber nicht, besonders bei den Mägden nach alten Kleidern und Stiefeln zu fragen, und wenn sie selbst nicht genug Geld haben, so suchen sie einen Handelsjuden auf, zeigen ihm den Kauf an, und wenn er ihn vortheilhaft findet, theilen sie sich in den Gewinn. In dieser Schule lernen die jungen Juden die Waaren und Geschäfte kennen, und ihre Auffassungsgabe ist so rasch, daß sie in einigen Monaten genug wissen, um auf eigene Rechnung zu handeln.

Es ist fast ohne Beispiel, daß man einen jüdischen Kleiderhändler betrunken gesehen, dagegen lieben sie das Theater leidenschaftlich, eben so das Kartenspiel und treiben es theils zu Hause, theils

in den Kneipen. Ihre Lieblingsspiele sind Domino und das Emporwerfen von Münzen, wo es darauf ankommt, ob Wappen oder Schrift niederfällt. Wenn sie dabei betrügen können, so geschieht es namentlich mit falschen Stücken, die man *Grays* nennt, welche Wappen oder Schrift auf beiden Seiten haben. Die Zahl der Kleiderhändler in London beträgt 800 bis 1000.

Seitdem die Juden aus Palästina sich in allen Enden der Erde zerstreut haben, treiben sie überall Handelsgeschäfte im Großen und im Kleinen, und viele gelangen zum Reichthum, und in unserer Zeit stehen in dieser Hinsicht die *Rothschilds*, als die reichsten, an der Spitze der Geldmacht. Schwere Arbeiten haben die Juden von jeher gescheut, und wenn sie Fabriken besitzen, so arbeiten für sie christliche Gewerbekundige und Maschinen. Auch den Ackerbau lieben sie nicht, und die Nothwendigkeit wird manche in der neuesten Zeit dazu bewegen, solchen zu betreiben, besonders jetzt, wo in vielen Staaten die Bauern so gut freie Leute geworden sind, wie die Bürger der Städte, aber sie werden doch meistens christliche Diener in Sold nehmen, und diesen die schwersten Arbeiten überlassen, wenn sie nicht, wie in Rußland, gezwungen werden, selbst

mit ihren Religionsgenossen allein Ackerbaufolonien zu begründen.

XXIX.

Bei den Slawen in Istrien hat sich noch ihr origineller Charakter in einer ansprechenden Reinheit erhalten. Ihre Gesittung und Lebensweise erinnert an die Unverdorbenheit und kindliche Einfalt des patriarchalischen Zeitalters, oder jenes der ersten christlichen Gemeinden, sie sind zwar nicht, was man sagt, intelligente, aber gute Menschen. Sie bekennen sich fast insgesammt zur katholischen Kirche und beobachten alle ihre Vorschriften. Der Gottesdienst wird in ihrer Volkssprache abgehalten, und somit findet auch das Wort Gottes in ihren Herzen mehr Eingang, als bei den wälschen Nachbarn, welche Gebete und Kirchenlieder herunterleiern, ohne etwas davon zu verstehen.

Am meisten äußert sich ihr frommer Glaube bei der Feier des Frohnleichnamfestes. An diesem Tage eilt die ganze Gemeinde früh Morgens mit Blumen und Kräutersträußen herbei, und legt solche in einer langen Doppelreihe von den Stufen des Altars bis vor die Thüre auf dem Wege nieder, worüber der Priester mit der Monstranz einher-

schritt. Die von seinen Füßen getretenen oder berührten Sträuße und Kränze gelten dann für geweiht, und werden, wenn sie verdorrt sind, zur Einräucherung bei Krankheiten oder zur Abwendung eines drohenden Gewitters gebraucht. Sobald nämlich hagelschwangere Wolken am Horizonte heraufziehen, stellt man Glutpfannen vor die Thüre, und legt die geweihten Kräuter darauf, während im Innern der Stube die ganze Familie auf den Knien liegt, und im brünstigen Gebete den Schutz des Himmels anflehet. Dabei gibt man Acht, ob der Rauch grade gegen das Firmament hinauf steigt, denn dieß gilt für ein Zeichen der Erhörung.

Alle Slawen in Istrien, sowohl Männer als Weiber, tragen einen Rosenkranz in der Tasche, und beten mit demselben unterwegs auf allen Gängen und Reisen. Sie rechnen sich es zur Ehre, wenn ein Priester ihre Schwelle betritt, und sie würdiget, an ihrem Tische zu speisen. Selten lassen sie ihn fort, ohne ihn mit einer Gabe zu beehren. Seine Worte hören sie mit gläubiger Ehrfurcht, besonders aber finden sie Wohlgefallen an Schilderungen aus dem Leben der alten Patriarchen, denen sie in ihrer Lebensweise vielfach gleichen. Die Fasten halten sie so strenge, daß viele sich nicht bloß alle

Fleischspeisen, sondern selbst Milch und Eier für die ganze vierzigtägige Dauer derselben versagen.

Eine prunkende Kirchenfeier läßt in ihren schlichten Herzen einen so bleibenden Eindruck zurück, daß sie sich wochenlang davon unterhalten. Zu den Feiertagen wird das ganze Haus rein gesetzt und gescheuert. Am Weihnachtsabend läßt man einen großen Klob auf dem Herde glimmen, und wirft von jedem Gerichte einen Bissen darauf. Während der Mahlzeit liegt ein Laib Brod auf dem Tische, worin drei Kerzen stecken, die man zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit brennen läßt. Dieses Brod wird dann aufbewahrt, um es dem Vieh, wenn es krank ist, als Heilmittel einzugeben. Weihwasser darf in keinem Hause fehlen, sie besprengen damit am Feste der heiligen drei Könige ihre Wohnungen und Felder. Kurz, die Religion ist mit ihrem Denk- und Gefühlvermögen so innig verwachsen, daß sie oft unbedeutenden oder gleichgültigen Dingen und Handlungen eine religiöse Bedeutsamkeit beilegen. — Sie leben einfach, bescheiden und daher zufrieden. Andere Slawenstämme stürmen hingegen öfter in den Wirren der andern Erdbewohner.

XXX.

Die Leperos in Mexico sind Lastträger, Handlanger und dergleichen Arbeiter der niedrigsten Gattung, wie die Lazaroni in Neapel, aber ihr Charakter ist noch seltsamer und furchtbar. Sie sind ächte Proletarier und Alltagsmenschen; zugleich tapfer und furchtsam, gelassen und heftig, fanatisch und ungläubig, nicht mehr an Gott glaubend, als um sich vor dem Teufel gehörig zu fürchten, immerwährende Spieler, streitsüchtig über die Massen, diebisch von Instinkt, von einer Mäßigkeit, die nur ihrer Unmäßigkeit gleich kommt, wissen die Leperos ihre Trägheit, wie ihre Laune jeglichem Geschick anzupassen. Bald Lastträger, Maurer, Straßenspflasterer u.; überall ist der Lepero zu finden. Er übt überall sein Lieblingsgewerbe aus, in den Kirchen, bei Prozessionen, im Schauspielhause, und zwar stets zur Bedrängniß der Anwesenden; auch ist sein Leben nur ein fortwährendes Handgemenge mit der Justiz, die selbst nicht immer von seinen Diebereien verschont bleibt. Verschwenderisch im Reichthum ist der Lepero nicht minder ergeben in der Armuth. Hat er des Morgens ungefähr so viel verdient, um für den Tag auszureichen, so hört er sogleich mit seiner Arbeit auf. Oft mangelt

ihm sogar auch dieser dürftige Unterhalt. Dann legt er sich ruhig und unbesorgt vor Dieben in seine zerrissene Decke gewickelt, in die Ecke eines Trottoirs oder auf einer Thürschwelle nieder. Hier auf seiner Mandoline klimpernd, betrachtet er mit stolzer Herrlichkeit die Schenke, deren Credit ihm unbekannt ist, und horcht zerstreut nach dem Geprassel des nahen Bratofens, gürtet sich fester, frühstückt einen Sonnenstrahl, raucht statt des Abendessens eine Cigarre, und schläft ein, ohne an einen Morgen zu denken.

Derlei Menschengattung ist in allen großen Städten, und ihre Arbeitsarten sind ebenfalls in ihrer Geringfähigkeit dennoch so nothwendig, wie die gewerblichen und künstlichen, aber ihre Lebensart ist eine dem menschlichen reinen Verstande widersprechende. Sie vereinigt sich in Thätigkeit, Müßiggang und Niederlichkeit, und Mangel an Einsicht, wie man mit Hinsicht auf das Alter vernünftig leben soll, um nicht in Elend und Noth aus Mangel an Arbeitskraft zu verfallen, und keine Ersparnisse besitzend, das Alter mit diesen gemächlich zu fristen. Gar viele verfallen den Strafinstituten oder dem Bettelstande, und ihr Leben ist ein freudig verfehltes. Auch sind sie meist dabei, wo Aufstände und Re-

volutionen ausbrechen, um nur für den Augenblick einen elenden Gewinn zu erzielen, uneinsichtig von den Folgen und den Ursachen, bloß von der Aussicht auf sinnliche Genüße angespornt, diese zu erhaschen. Meist ist Mangel an Belehrung in der Jugend Schuld an solchem Mißverhältniß, und oft auch die zu große Nachsicht der Staatsverwaltung, welche nicht den Verbrechen vorzubeugen weiß.

XXXI.

In England haben sich in der Provinz Wales und besonders in dem gebirgigen Norden derselben die Abstammlinge der ersten Bewohner, brittischer Nation, etwa 400.000 an der Zahl, noch als ein unvermischter Rest erhalten, dagegen ist aber in dem südlichen Theil das Volk bereits halb englisch. Die Waleser waren in den beiden letzten Jahrhunderten ziemlich unbekannt, sie kümmerten sich nicht um England, und dieses nicht um sie, allmählich siedelte sich jedoch das Englische an. In neuerer Zeit, wo überall sich die Nationalitäten wieder erfrischen, andererseits aber auch die geistig stärkern von selbst eindringlicher werden, sind auch in Nordwales Sprache und Sitten der Borvordern sorgsam wieder cultivirt worden. Indessen lernt

der Gebildete doch immer mehr englisch, und nimmt bei dem besten Willen, gut national zu bleiben, mit der englischen Sprache auch Englands Geist und Sitten an, wie es auch in Hinsicht der Slawen in den österreichischen Staaten der Fall ist, wo auch der gebildetere Theil sich der deutschen Sprache und deutscher Sitten zu seinem eigenen Vortheile hingeben muß.

Die Waleser sind herzlich, gastfrei, zufräulich und höflich. Mit einem feinen Anstand grüßen sie, indem sie die Hand zum Hut erheben, und nicht die alberne europäische Sitte haben, den Hut abzunehmen. Gegen die Engländer, die unter ihnen ein Gewerbe anfangen, verhalten sie sich meist eine Zeit lang verschlossen. Sie sind durchweg ehrlich und besonders religiös, lernen gerne lesen, und lieben theologische Streitfragen. Überall findet man die Bibel. Verbrechen sind etwas Seltenes, sie haben noch zu viel natürliche Güte und Anmuth, und sind daher schon aus Armuth ehrlich. Ihre Sprache ist, wie alle Ursprachen, voll unendlicher Biegung und grandios im Ausdrucke. Hat man das Ohr an die Gaumen- und Nasentöne etwas gewöhnt, so klingt die Sprache der Waleser manchmal sogar lieblich, jedenfalls nicht viel schlechter,

als das schnarrende, zischende Englisch. Die öffentlichen Zusammenkünfte werden mit Reden, Musik und vielem Essen und Trinken gefeiert. Familienleben herrscht bedeutsam vor, alle sind mit einander verwandt und verschwägert, und wissen das genau aufzuzählen. Es ist ein sparsames, arbeitssames, hauswälderisches Volk, das seine Freude hat am Lieben, am Zusammensein und Herumstreiten. Zu Pferde jagen die Männer wild einher, die Mädchen sind nicht besonders schön, aber sie haben glänzende Augen, und ein natürliches, anmuthiges Betragen.

XXXII.

Der Wallfischfänger Fischermann befand sich 1849 in dem japanischen Meere, die Wellen waren stürmisch, das Meer wogte stark und die Nacht war finster. Plötzlich entdeckten die wachhaltenden Matrosen, etwa einen Kanonenschuß weit entfernt, etwas, das einer ungeheuern funkensprühenden Woge gleich, die mit einem ungewöhnlichen Gebraus auf das Schiff sich zuwälzte und es zu umringen drohte. Man glaubte anfangs, es seien die Schiffelein der chinesischen und japanischen Seeräuber und machte Lärm. Die ganze Mannschaft eilte auf das Verdeck und sah

nun ein furchtbares, großartiges Schauspiel. So weit das Auge reichen konnte, schien das Meer in Flammen zu stehen; zuweilen erhob sich daraus mit einem unbeschreiblichen Geräusch, ein blendender Streif vielfarbiger Feuer, der beim Niederfallen eine oder mehrere, ebenso bunte als glänzende Garben erzeugte.

Beim Anblick einer so unerwarteten Gefahr wußten Kapitän und Mannschaft nicht, was sie unternehmen sollten; sie glaubten jetzt nicht mehr an Seeräuber, vermutheten aber, es sei dieß irgend ein vulkanischer Auswurf, und fürchteten in einen jener schrecklichen Unfälle hineingerissen zu werden, welche bei den noch nicht gänzlichen erloschenen feuerspeienden Bergen im japanischen Meere nicht selten sind. Inzwischen näherte sich die flammende Woge, und war kaum noch eine Rabeltaulänge von dem Schiffe entfernt, als eine neue Woge erschien, noch heller, noch glänzender als die vergangene, und auf das Schiff fiel, das sie buchstäblich in Flammen füllte. Offiziere, Matrosen, alles ist betäubt, geblendet, als aber der erste Schreck vorüber war, sah die Mannschaft, mit welchem Feind sie es zu thun hatte: das Berdeck war mit schimmernden Fischen bedeckt.

Diese Fische sind noch von keinem Naturforscher beschrieben worden, und haben eine Aehnlichkeit mit unsern Sumpffröschen, nur statt der vordern Pfoten haben sie breite Schwimmslossen, nach Art der Fledermausflügel. Der Körper endiget in einen Schwanz, oder richtiger gesagt, in einen Fächer, der sich nach der Willkür des Fisches öffnet und schließt, und das Geräusch hervorbringt. Mit Hilfe der Schwimmslossen und des fächerartigen Schweifes erheben sich die Fische zu einer bedeutenden Höhe und können eine gewisse Strecke weit fliegen; ihr Körper ist graugelblich, mit unregelmäßig gezogenen grünen und orangefarbenen Streifen, und mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt, welche das ungewöhnlich helle Licht ausstrahlt. Die Matrosen, welche die Fische ohne alle Vorsicht packten, fühlten eine ziemlich starke Hitze. Eine große Anzahl dieser Fische wurde in Glaskisten gesperrt, wo sie aber nach einigen Tagen abstanden, ihr phosphorisches Licht wurde jedoch nicht schwächer, sondern schien sich noch im Gegentheil zu verstärken, oder wenigstens so schimmernd zu bleiben, wie am ersten Tage. Mehrere dieser Fische sind bereits im Museum zu Newyork und Paris.

XXXIII.

Bei den südlichen Nationalitäten Europas herrscht in ihren Tänzen eine feurige Leidenschaft vor, und ergreift sie in allen Bewegungen. Zu Sevilla in Andalusien (Spanien) erzählt ein Reisender, führte man mich zu einem Ballette, welches in dem Hofraume eines Hauses aufgeführt wurde, der voll Blumen geschmückt und mit Lampen tageshell erleuchtet war. Vier Tänzerinnen traten auf, in kurzen Röcken mit Goldflitter, seidnen Strümpfen, gelben Schuhen, und eine Granatenblüthe am Schläfe, von vier jungen Andalusen in seidnen Hosen geleitet, und führten den Tanz: die Cachucha auf; darauf entstand eine Stille, bis eine Tänzerin allein vortrat. Sie hieß Carinen, ein Mädchen von 16 Jahren, bleich, schwächlig und biegsam, mit einem strahlenden und schwächenden Blick, in welchem sich Wehmuth und Leidenschaft stritten. Sie trug einen rothen Rock; ihre Arme, die noch etwas mager waren, aber gleichvoll grazios, erhoben sich langsam, und als sie die Castagnetten erklingen ließ, begann die Musik eine jener langsamen einfachen Melodien, deren naive Anmuth an die Urzeit vom Morgenlande erinnert. Carinen durfte ihre Stirne nun

mit goldenen Squinen behängen, ihre schmiegsame Gestalt in Flor hüllen, und sie war mit ihrer Haltung, ihren Augen, ihren weichen Schwingungen eine Basadere Indiens.

Die hübsche Tänzerin schien immer mehr zu erglühen vom Feuer des Gedichts, dessen wechselnde Stanzas sie aufführte. Ihr Blick beseelte sich, ihre Gestalt, die sich wölbte und wand, schmiegte sich immer weicher, ihre bleiche Wange röthete sich; bald schien sie mit blitzenden Augen und halbgeöffneter Lippe durstig die Luft zu trinken, gleichsam als suche sie Jemand. Sie schien verflärt, elektrische Funken flogen aus ihren Pavaugen, und endlich wie besiegt und entwaffnet, ließ sie sich auf ein Knie nieder. Die Musik hörte auf, und Carinen erhob sich, ihre Finger schlossen sich, ihre Blicke erloschen, sie erbleichte wieder und setzte sich ganz ruhig und sitzsam neben ihrer Mutter und Schwester. Die Bachantin war verschwunden, und das Mädchen wieder nichts mehr, als eine arme Arbeiterin der Tabakfabrik.

Wenn man die leidenschaftlichen, feurigen Tänze der Mädchen in Sevilla sieht, so vermuthet man eine Unmoralität in ihrer Lebensweise, aber

dem ist nicht so; sie widerstehen allen Lockungen, und werden ehrbare Frauen.

XXXIV.

Die Ruinen des alten Ur-Kasdim — heut zu Tage Cherkas genannt, wo die in der Bibel erzählten Ereignisse aus dem Leben Abrahams sich zugetragen, nehmen einen sehr großen Raum ein, und bieten ein außerordentliches Interesse für die Alterthumforscher. Nach den neuesten Ausgrabungen hat man daselbst eine große Anzahl sehr alter Särge gefunden, die nach der Form und den Dimensionen des menschlichen Körpers in Gyps gegossen, mit einem sehr glänzenden Firniß überzogen, und mit einer großen Anzahl Figuren in erhabener Arbeit verziert waren, und die sich oberhalb vermittelst eines ovalen, ebenfalls verzierten Deckels öffnen lassen. Ein Krug von mittlerer Größe war an jedem Sarge durch eine Kette befestigt. Oft ist, nach Erzählung der Einheimischen, antiker Goldschmuck, Edelsteine und andere Ueberbleibsel einer unerdenklichen Zeit und Kunst gefunden worden. Die Ziegeln sind mit keilförmiger Schrift bedeckt, und auf Bruchstücken von Pyramiden findet man lange Inschriften. — Die Kultur

der vorzeitlich vor uns bestandenen Völker ist uns nur theilweise aus ihren Werken bekannt, und von den Vorsündfluthigen wissen wir gar nicht vieles oder nur sehr wenig. — Wie lang ist wohl die Erde bevölkert, welche Phasen der Kultur hat sie bereits durchgemacht?

XXXV.

In der Mongolei (chinesische Tartarei) werden bei den Festen den Gästen zum Mahle dargereicht: Thee mit Milch, Bröddchen in Butter gebacken, Käse, Rosinen und Brustbeeren, dann kommt ein großer Hammel in vier Stücken auf den Tisch. Das Familienoberhaupt schneidet zuerst den Schwanz ab, theilt ihn in zwei Stücke, welche er den vornehmsten Gästen überreicht, da der Schwanz für den köstlichsten Theil gehalten wird, wo sodann die andern Tischgenossen über die Fleischmasse herfallen, und um die Wette jeder ein Stück davon abschneiden. Da bei diesem tartarischen Festschmaus weder Teller noch Gabel vorhanden sind, so legt ein Jeder sein erbeutetes Stück auf die Knie, zerreißt es ohne Umstände mit den Händen, und wischt das Fett, welches nach

allen Richtungen über das Kleid fließt, von Zeit zu Zeit ab.

Nach diesem homerischen Mahl tritt ein Jüngling mit einer Geige vor, welcher nach einem Vorspiel mit kräftiger, wohlklingender Stimme, einen Gesang vorträgt, den er hin und wieder unterbricht, und voll Seele und Feuer Erzählungen einzumischen, welche das Interesse der Zuhörer auf das höchste erregen, und das lebendige Geberdenspiel des Sängers in Spannung erhalten. Wenn ein christlicher Missionär, der um der großen Sicherheit wegen, in dem Gewande und unter dem Charakter eines mongolischen Priesters (Lamas) reist, so einem Feste beigewohnt, so glaubt er sich auf den antiken Schauplatz der Ilias oder Odyssee versetzt. — Im Jahre 1849 ist den christlichen Missionärs das Missionsgeschäft frei erlaubt worden und sie hoffen viel Bekehrungen zur christlichen Religion zu erzielen.

XXXVI.

In allen Städten der Mongolei, wo nur Chinesen wohnen, sieht man bei den Gasthäusern über der Thüre eine dreieckige Fahne, und wenn man in das Gastzimmer tritt, sieht man zahlreiche

kleine Tische mit Ordnung und Symmetrie in einem geräumigen Saal vertheilt; man nimmt Platz, und alsbald setzt ein Kellner die Theekanne vor den Gast. Hierauf kommt der Aufseher des Tisches, gewöhnlich ein Mann von artigem Benehmen und ausgerüstet mit einer großen Geläufigkeit der Zunge, und so wie man die Schüsseln bezeichnet, die man haben will, zeigt er sie dem „Regenten des Topfes“ (Koch) singend an. Man wird mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit bedient, ehe aber das Mahl beginnt, erfordert es die Sitte und Höflichkeit, daß man aufstehet, und in der Runde alle anwesenden Gäste einladet. „Kommt, kommt, alle miteinander,“ ruft man ihnen zu, indem man zugleich mit der Hand ihnen zuwinkt, „kommt, und trinkt ein kleines Glas Wein und eßt ein wenig Reis.“ — „Danke, danke,“ erwiedert die Versammlung, „kommt vielmehr an unsern Tisch, wir laden Euch ein.“ Nach dieser Ceremonie hat man, dem Localausdruck zu Folge, seine Ehre kund gethan, und kann als Mann von Welt speisen. — So wie man aufstehet, um fortzugehen, erscheint der Aufseher des Tisches, und während man den Saal durchschreitet, singt er die ganze Speisefarte herunter, und spricht endlich mit lauter verständ-

licher Stimme die Zahlungssumme aus. Man hält am Zahlbrett und zählt.

Wie in unsern großen Städten kommen in die Gasthäuser auch die Leute des Ortes, welche keine Haushaltung haben, so wie die Reisenden, welche nicht in ihrem Einkehrhause speisen wollen. Die chinesischen Hotels gleichen übrigens sehr den europäischen, nur haben sie gesuchtere Titel; z. B. „Gasthof der drei Vollkommenheiten, der ewigen Billigkeit, Herberge der Gerechtigkeit oder der fünf Glückseligkeiten“ u. s. w.

In der Mongolei, wie in Tibet, hat Jedermann eine Schale, von der er sich niemals trennt; die modischeren Leute verschließen sie in einem Beutel, den sie an den Gürtel hängen; die ungenirteren stecken sie einfach in ihr Kleid. Die Ursache dieses Gebrauchs liegt darin, daß man allenthalben jeden Augenblick Thee angeboten erhält, und daß man nie aus der Schale eines Andern trinkt. Dies unentbehrliche Geräthe ist mehr oder minder kostbar aus Holz, von zierlicher Form, und mit etwas Firniß angestrichen. Es gibt solcher Schalen, die 500, ja 1000 Franken werth sind; die letztern sind aus den Wurzeln gewisser seltener Bäume, die auf den Bergen von Tibet wachsen,

und es ist schwer bei dem ersten Anblick die kostbarsten von den einfachsten zu unterscheiden. Dem Luxus fröhnen alle gebildeten Völker, und er ist für die Gewerbe, Künste und den Handel ein ersprießlicher Ernährer.

XXXVII.

Die Zambacurca ist der einzige Tanz in Peru (Südamerika), den das Volk in Peru kennt. Das Orchester zu demselben bestehet aus der Guitarre und einer eingeschlagenen Schachtel zwischen den Füßen des zweiten Musikers, welcher mit der Faust den Takt zu dieser improvisirten Pause schlägt. Auf diesen lärmenden und unwiderstehlichen Anruf tritt alsbald ein mehr oder minder schwarzer Tänzer in den Kreis, den die Zuschauer bereits gebildet, den Poncho nachlässig um die Schulter geschlungen, die Dame mit Artigkeit auswählend, mit der er zu tanzen wünscht. Da ist gewöhnlich ein hübsches Mädchen mit schwarzen, glühenden Augen, schlanker, biegsamer Taille, weißen Zähnen und langen Haaren, die in zwei Zöpfen auf ihre Schultern herunterfliegen.

Aufrecht einander gegenüber, die Linke stolz in die Hüfte gestemmt, warten sie, daß die Musik

ihnen das Signal zum Tanze giebt. Bei den ersten Klängen der Guitarre, bei den ersten freischwimmenden Tönen der Musiker beginnen beide, den Körper leicht geneigt, und in der rechten Hand zierlich die Tücher schwingend, den Tanz. Anfangs sind es langsame, noch nicht sehr belebte Schritte, wobei der Tänzer mit scheuer, bittender Miene seine Tänzerin zu verfolgen scheint, die ihn verächtlich anschauet und wie eine Sylphide fliehet, indem sie sich um ihn herumdrehet. Dieser verfolgt sie, ohne sich abschrecken zu lassen, in allen Windungen, die der Tanz ihm vorschreibt; bei jeder neuen Bewegung steht er ihr gegenüber, und nähert sich ihr immer mehr. Das Tuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu reden. Bald bewegt er sich in abgestoßenen raschen Sätzen, und die Tänzerin scheint seinem Fuße zu folgen. Das Orchester selbst, als nehme es Theil an dem Kampfe, belebt sich zu raschern Accorden, nach einem lebhafteren, wilderen Rhythmus. Mit glühenden Augen und die Stirne mit Schweißperlen bedeckt, den obern Körper vorgebogen über die Guitarre, hält der Musiker zuweilen mit seinem unbedeutenden monotonen Gesang inne, um einen wilden Schrei der Aufregung auszustoßen. Die

Zuschauer klatschen mit verdoppelter Kraft in die Hände, und schließen sich dem Spiele an. Vergebens widersteht die Tänzerin noch, biegt den Körper zurück, sucht in einer letzten Anstrengung zu fliehen — umsonst — ihr Tänzer erwartet und drängt sie — erschöpft, keuchend, weicht sie endlich, sie erkennt sich für besiegt, läßt unter dem wilden Beifallsgeschrei das Tuch fallen, und verkündet so ihre Niederlage und den Sieg des Tänzers. —

In den gebildeteren Gesellschaften der Städtebewohner ist dieser Tanz durch den Anstand ermäßigt, und eine Art schöner, leichter Pantomime, welche die Anmuth des Körpers und die Biegsamkeit der Bewegungen im vollen Maße zeigt. — Es ist zu verwundern, daß die tanzlustigen Europäer diesen Tanz noch nicht aufgenommen haben!

XXXVIII.

Die tartarisch-chinesischen Gasthäuser sind nicht sehr anlockend, und ihre Bauart ist sehr einfach. Mitten in einer ungeheueren Umzäunung, die durch lange, mit Reißig umslochtene Stangen gebildet wird, findet sich ein von Erde aufgeführtes Haus, das höchstens zwei Klafter hoch ist. Ein ungeheurer Saal dient zugleich als Küche, Speise-

und Schlafzimmer. Das wichtigste, wo nicht einzige Meubel desselben, das fast den ganzen Raum ausfüllt, ist ein ungeheurerer Rang oder Ofen, auf welchem die Reisenden mit unterschlagenen Beinen sitzend Platz nehmen, und der zugleich drei ungeheuerer Kessel erhitzt, die stets mit kochendem Wasser zum Thee angefüllt sind. Auf dem Rang wird nicht nur gegessen und geschlafen, man raucht, trinkt und spielt auch darauf. Diese Gasthäuser, die einem Anfangs nicht behagen, werden jedoch bald vermist, wenn man in der halbwüsten Tartarei fortreiset, und man findet solche in der That nur an den Grenzen Chinas; so wie man etwas weiter in das Land der Kräuter eingedrungen ist, sieht der Reisende sich auf seine eigene Hilfsquellen angewiesen, und muß sich für Tage, selbst für Wochen in den fern von einander durch die Chinesen angelegten militärischen Posten versorgen, die durch den betriebsamen Geist des Volkes allenthalben zu Märkten und an mehreren Stellen zu wahren Städten heranwachsen. In diesen findet man nicht bloß das rohe Gasthaus mit dem widerlichen Rang, man kann ganz in europäischer Art nach der Karte speisen. In dieser Beziehung

wenigstens hat die chinesische Civilisation von der unsrigen nichts voraus.

Auf der Erde ist für die Menschheit noch Platz auf Jahrtausende, ohne eine Uebervölkerung befürchten zu müssen, und, wenn der Fall eintreten sollte, so wird die Vorsehung schon für die Mittel und Wege gesorgt haben, das Gleichgewicht herzustellen. Aber an den Menschen liegt es selbst, daß sie sich nicht auf ihrem Wohnsitz friedlich vertragen, die schönsten Länder verwüsten und sich wahnsinnig todt schlagen. Das Erkenntnißvermögen über den wahren Weg durch das Erdenleben ist bei den allermeisten noch gar zu schwach, und daher taumeln sie in den Irrgärten fantastischer, unheilbringender Täuschungen, und zerstören selbst das mögliche irdische Paradies.

XXXIX.

Die Maulthiertreiber in Peru (Südamerika) sind sehr geschickt in deren Behandlung. Sie treiben 5 bis 600 auf den Markt, sitzen auf diesen Thieren auf dem Marktplatze unbeweglich auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Lasso (Wurffstrick) in der andern Hand, und erwarten so die Käufer, gewöhnlich um den Preis zwischen

30 und 60 Piafter. Jetzt muß man aber die Erkauften aus dieser Menge langobriger, ganz junger, eigensinniger Thiere, von denen noch nie Eins je den Zügel gefühlt hat, herausholen. Auf ein Zeichen des Capataz (Anführers) nimmt einer der Gauchos (Treiber) seinen Lasso, und reitet, indem er über den Kopf ihn schwingt, im scharfen Trabe um die halb erschreckte Truppe her. Die Maulthiere laufen auch bald in der Runde herum, und drängen sich immer enger gegen einander; das, welches der Käufer gewählt hat, verschwindet bald, aber der Gaucho hat es nicht aus dem Gesicht verloren. Sein Lasso schwirrt in einer Entfernung von 12 bis 15 Schritten und faßt unfehlbar das bezeichnete Thier bei der Kehle. Vergebens sucht sich dasselbe loszumachen, und diese Bemühung zieht den laufenden Knoten nur noch fester; es fällt dann manchmal und wälzt sich vor Wuth und Schmerz auf dem Boden. — Umsonst — der Athem fehlt ihm, seine Kräfte schwinden, es ist besiegt.

Der Gaucho, ruhig wie ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan hat, steigt ab, nähert sich langsam dem bezwungenen Thiere, ohne aber den Lasso loszulassen, und wirft

ihm schnell seinen Poncho (Mantel) über die Augen. Hierauf beginnt eine andere, noch lebendigere Szene. Es handelt sich darum, das Maulthier zu besteigen, es galoppiren zu lassen, damit man seinen Gang kennen lerne, und um 4 Realen, eine sehr mäßige Summe, setzt sich derselbe der Gefahr aus, den Hals zu brechen. Während das Maulthier noch am Boden liegt, legt er ihm einen starken Zügel in das Maul; eine Art Tragsessel, der kaum mit einem alten zerissenen Leder bedeckt ist, mit zwei Stricken, die durch ein Stück Holz laufen, als Steigbügel, wird auf den Rücken des Thieres geworfen, und der Gurt sehr fest gezogen. In dem Augenblick, wo das Thier von dem Lasso befreiet, und noch halb betäubt ist, schwingt sich ihm der Gaucho auf den Rücken, und drückt es zwischen seinen mit ungeheueren Spornen ausgerüsteten Füßen zusammen.

Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick inne, gleichsam erstaunt über die neue Last, die es auf seinen Schultern fühlt, über den Zaum, der ihm zum erstenmal das Maul zusammenpreßt, dann faßt es sich, rennt in kurzen, abgestoßenen Sätzen davon, springt rechts und links, steigt in die Höhe, aber der Reiter bleibt mitten unter diesen

furchtbaren Sägen ruhig und unerschütterlich auf seinem Sattel sitzen. Fängt endlich das Maulthier ermattet und erschöpft an, sich unter den siegreichen Anstrengungen des Reiters zu beruhigen, dann stößt ihm dieser erst die Sporen in die Seiten, treibt es nun seinerseits an, daß es schäumend durch die Ebene rennt, und nachdem es eine Zeit herumgelaufen, in Galopp in seinen Ausgangspunkt zurückläuft. Endlich hält er an, wirft dem erschöpften Thiere abermals den Poncho über die Augen, schlingt ihm einen Strick um den Hals, und führt es dem Käufer zu.

XL.

In Algerien, wo die Döfen und Kühe weiden, begleitet sie stets ein Vogel, eine Reiherart „Berrany“ genannt, bei den Arabern Tir-el-Ghames (Vogel des Ghames) und bei den Franzosen Garde boeuf (Döfenhüter).

Dieser schöne Vogel hat seinen französischen Namen nicht unsonst, denn er begleitet das Rindvieh Schritt für Schritt, läuft ihnen unter dem Maul und unter den Füßen hinweg, und setzt sich ihm manchmal auf den Rücken. Der Döse läßt sich dieß gerne geschehen, da sein unzertrennlicher

Begleiter ihm die Bremsen und Mücken wegfängt, und wenn der Vogel wegfiegt, so scheint er ihm verdrüsslich nachzusehen. Das blendende Weiß dieser Vögel macht einen schönen Effekt auf dem dunklen Grün des schilfbewachsenen Sumpfes, wo man sie schon auf eine Stunde weit bemerkt. — Alle Geschöpfe auf der Erde sind einander meistens nützlich, mit Ausnahme, wo es darauf ankommt, sich gegenseitig zur Nahrung zu dienen, und in diesem Punkte übertrifft der Mensch alle in seiner Genußsucht, denn er ißt Alles, was seinen Hunger befriediget, aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und bedient sich seiner Macht durch Waffengewalt, allen Widerstand der Thierwelt zu besiegen, und sie seiner Eglust zu opfern.

XLI.

Durch das Vordringen der sich immer mehr und mehr anwachsenden Bevölkerung in dem Goldlande Californien (Nordamerika), wohin man auf einem beschwerlichen Wege durch das halbwüste Oregongebirge gelangt, wenn man nicht zur See sich dahin begibt, hat man mehrere Thierarten gefunden, die bisher den Naturforschern noch unbekannt waren. Das schrecklichste Thier, zum Ei-

decksengeschlecht gehörig und Subigu genannt, lebt in Höhlen und ist durch seine Behendigkeit und Wildheit der Schrecken der Gegend, wo es hauset. Er greift alles an, und verfolgt seine Beute mit unglaublicher Schnelligkeit, bis er sie mit den Krallen fassen kann, und sei es ein Mensch oder Thier, mit Schnelligkeit getödtet und zersessen wird. Ein wahres Glück, daß dieses Thier nicht schwimmen kann, daher man sich in einem Fluße oder Sumpfe vor demselben retten kann.

Ein anderes Scheusal ist der Ururau, der in den mit Röhricht bewachsenen Morästen haust. Er erreicht die Größe von 18 bis 22 Fuß, und ist von einem scheußlichen Ansehen. Sein Rachen ist furchtbar, sein Schuppenpanzer, der sich in der Mitte des Leibes zu einem ungeheueren breiten Schilde ausdehnt, ist besonders in der Mitte des Rückens undurchdringlich, und seine Stärke außerordentlich. Da das Thier wegen seiner enormen Körpermasse sehr unbeholfen und schwerfällig ist, so muß es sich darauf beschränken, seine Beute im Hinterhalt zu erlauern. Das Gebiß dieses Thieres ist von solcher Schärfe, daß es das Krokodill, den Kaiman mit deren fast eisernen Panzern wie eine Ruffschale durchbeißt und dann, wie man zu sagen

pflegt, mit Haut und Haar verzehrt. Es lebendig zu fangen, ist nicht möglich, denn seine ungeheuerere Kraft übersteigt alle Begriffe. Man hat es gesehen, wie der Ururau, ein starkes Pferd in seinem Rachen, und weit empor über den Spiegel des Flusses haltend, ohne alle Beschwerde eine weite Strecke geschwommen ist. Am Ufer angekommen, hat er seine Beute in kurzer Zeit verschlungen, denn dieses Thier besitzt eine schreckliche Gefräßigkeit. — Die Colonisten in den Thälern des Dregongebietes werden mit den dort hausenden wilden Thieren viele Kämpfe zu bestehen haben, ehe sie solche ausgerotten werden. Doch der Mensch ist der Herr aller Thiere, und seinen Waffen müssen alle unterliegen.

XLII.

Am Eingange des Golfs von Californien befindet sich die Stadt Mazatlan, welche seit 1830 von einem elenden Fischerdorfe zu einer kleinen, blühenden Stadt von 10.000 Einwohnern angewachsen ist. Die Einwohner haben sich zierliche und lustige Häuser gebaut mit flachen Dächern, von denen man die angenehmste Aussicht auf das Meer und die Umgegend hat. Die Straßen sind alle breit, mit Trottoirs belegt, und ziemlich gut

gepflastert und beleuchtet; schöne Läden, Kaffeehäuser u. s. w. fehlen nicht, kurz Mazatlan ist bereits eine kleine moderne Stadt; die Sittlichkeit ihrer Einwohner wird jedoch nicht gerühmt, denn sie sind nicht religiös, und haben nur eine Kirche. Die Frauen sind einfach, aber munter; ihr größtes Vergnügen bestehet darin, von Abend bis zum Morgen ihre Nationaltänze zu tanzen. Die Männer dagegen sind ein Ausbund von Faulheit, Bagabunden, voll Unwissenheit, aber nicht boshast und ziemlich ruhigen Charakters, denn ihre Faulheit ist so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen, in Zorn zu gerathen und Lärm zu machen. Es sind sehr viele Laperos, die weder Haus noch Hof haben, und ihr Leben mit Spielen zubringen, wenn sie nicht stehlen. Diejenigen, welche auf Kosten ihrer Nächsten leben, begehen Diebstähle mit einer wahrhaft wunderbaren Geschicklichkeit. Sie nähren sich von einer Handvoll Bohnen, trinken Wasser, schlafen unter freiem Himmel, ersetzen oder flicken ihre Kleider nie, so abgetragen oder wie sie auch aussehen mögen, und diese Lazaroni Mittelamerikas könnten ein ganzes ehrsameres Leben führen, wenn sie nicht von der Leidenschaft des Spiels besessen wären. Aber zum Spiel braucht man durch-

aus Geld, und wenn man nicht arbeiten will, um sich solches zu verschaffen, so bleibt nichts übrig, als zu stehlen. Das sind immer überall die Folgen des Mangels an Erziehung in Schule und Haus, woran meist die Staatsverwalter die Schuld tragen, welche da nicht thätig eingreifen, wo das Wohl der Menschheit allein erzielt werden kann. Wo ein geistiges Erkenntnißvermögen des Wahren und Guten fehlt, da mangelt auch jede Cultur und Civilisation.

XLIII.

Die Jakuten, ein Volksstamm von beiläufig 150.000 Seelen, der in Sibirien sich befindet, ist von den Russen zwar zum Christenthume bekehret worden, übet aber noch immer verschiedene Gebräuche ihres vorigen Heidenthumes aus; haben noch keine Kirchen und die russischen Geistlichen wandern blos unter ihnen herum und vollziehen die gottesdienstlichen Gebräuche. Sie taufen, trauen und -segnen die Todten ein. Ihr Hauptfest feiern sie im Frühling; wenn Alles im schönsten Schmucke stehet, kündigt irgend ein reicher Jakute an, daß bei ihm das Frühlingsfest statt finden werde. Am bestimmten Tage ziehen Männer und Weiber ihre besten Kleider an, setzen

sich zu Pferde und reiten um drei oder vier Uhr Nachmittags dahin. Das Fest beginnt Morgens mit einem Hausgottesdienst. In der Furte wird ein Teppich aus Pferdehaut ausgebreitet, auf welchen sich die Ehrengäste und der Hauswirth setzen. Zwei oder drei junge Männer von erprobter Ehrlichkeit und guter Aufführung, welche im Laufe des letzten Monates bei keinem Sterbenden sich befunden haben, werden zu Priestern gewählt. Ihnen gibt man eine mächtige hölzerne Schale mit Kumis (ein Getränk) in die Hand und stellt sie vor das erloschene Feuer mit dem Gesicht gegen Osten. Nachdem sie eine Zeitlang bewegungslos und im tiefsten Schweigen gestanden, beginnt jeder dreimal etwas Kumis auf die Asche zu schütten. Dies ist das erste Opfer für die oberste Gottheit; dann wenden sie sich zur Rechten und gießen dreimal etwas aus für seine Frau, dann rücken sie weiter und weiter, stellen sich mit dem Gesichte gegen Norden und gießen auch etwas für die abgeschiedenen Geister, für die Schatten der verstorbenen Schamanen (Gözenpriester). Indem sie sich gegen Westen wenden, opfern sie den 27 Zaubergewalten (mystarswo.) Die letzte Ausübung findet für die alte Inachsyt statt, eine

böse Frau, welche den Kühen beim Gebähren Schmerzen verursacht. Auf diese Weise umgehen sie den Aschenhaufen, wie der Mond die Erde, indem sie stets zur Seite weichen. Dann tritt einer der Sitzenden vor und liest laut ein Gebet, in welchem er Gott für das gewährte Gute dankt und ihn bittet, sie in der kommenden Zeit seines Schutzes nicht zu berauben. Ist das Gebet beendet, so nimmt er die Mütze ab und ruft dreimal urui! (gib oder segne!) Alle Anwesenden rufen das Wort dreimal aus. Der Erstere nimmt dann die Schale mit Kumis, trinkt selbst und gibt so den Andern. Nachdem nun alle Gäste und auch die Frauen an dem Getränke Theil genommen, beginnt bei den Männern der Wettkampf, bei den Frauen der Tanz. Zwei Kämpfer in kurzem Unterkleid treten auf den Schauplatz mit Sekundanten, stellen sich einander gegenüber und suchen sich gegenseitig bei der Hand zu fassen und wenn sie einander hin und her gezerret haben, trennen sie sich.

Inzwischen vergnügen sich die Weiber mit dem Tanzen. Ihre Kleidung unterscheidet sie wenig von der der Männer, nur hängen unter der Mütze auf die Brust und den Rücken Riemen herab, die mit Silberplättchen bedeckt sind. Ihr

Tanz ist sehr einfach; sie geben sich die Hände, fassen solche an den Fingern und machen ganz ruhig in der Richtung des Sonnenlaufes drei Schritte. Dabei singen sie, was ihnen eben einfällt, aber ihr Gesang gleicht dem Lesen der Schüler, wenn sie ihr Pensum aussagen. Das Herumziehen dauert bis Sonnenuntergang. Die Gäste gehen auseinander und verabschieden sich weder von dem Hausherrn, noch von einander. — Auch die Russen in Sibirien feiern ein Frühlingsfest, aber mit vieler Lebendigkeit ihres Volkscharacters.

Wenn wir die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerabtheilungen auf der Erde in unsere Beobachtung ziehen, so finden wir bei allen etwas mehr oder minder Theatralisches, nach dem Grade ihrer höhern oder geringern Bildung, in den mannichfachen Abstufungen und kommen zu dem Schluß, daß die Erde überhaupt das Haupttheater der Menschheit sei und diese die Schauspieler der jedesmaligen Gegenwart und in dieser Hinsicht auch sich die Szenen fast mit jedem Jahrhundert in manchen Stücken verändern und noch weit von einem Schlußakte für die Gesammtheit entfernt sind und für jeden Einzelnen der Tod den Vorhang fällt. Comödie wird aber immer

gespielt, leider aber gestaltet sich das menschliche Theatertreiben nur zu oft zu einem Trauerspieler, und der Krieg und die Revolutionen liefern den brüdermörderischen Stoff dazu. Wann wird die Menschheit endlich zu der Erkenntniß des einzig Wahren und Guten kommen?

XLIV.

Die wilden Hunde sind im südlichsten Afrika in großer Anzahl vorhanden. Sie jagen in großen organisirten Schaaren von 50 — 60 nach den Antilopen im vollen Galopp und lösen sich in ihrem Laufe gegenseitig ab, indem die vordern Hunde, wenn sie sich ermüdet fühlen, zurückgehen und die andern vortreten und sie ablösen. Haben sie ihre Beute zum Stehen gebracht, so wird sie umringt, augenblicklich zu Boden gerissen und in wenigen Minuten zerstückt und verzehrt. Sie sind sehr muthig und kühn, scheuen den Menschen nicht sonderlich. Die Weibchen bringen ihre Jungen in großen Löchern in öden offenen Ebenen zur Welt; diese Löcher stehen unter dem Boden mit einander in Verbindung. Wenn eine Truppe wilder Hunde einen Menschen näher kommen sieht, so fliehen sie schnell davon.

Ihre Stimme lassen sie in drei verschiedenen Arten von Rufen hören; der eine ist ein scharfes zorniges Bellen, wenn sie plötzlich etwas sehen, dem sie nicht trauen; der zweite gleicht dem Geschnatter einer Anzahl Affen, ein Ton, den sie hauptsächlich in der Nacht von sich geben, wenn eine große Anzahl beisammen ist und sie durch einen besondern Umstand, z. B. durch das Bellen von Haushunden gereizt werden. Der dritte und gewöhnlichste Ruf ist sanft und melodisch, dennoch aber auf eine große Weite hörbar; sie lassen ihn erschallen, wenn mehrere Abtheilungen in Verfolgung von Antilopen sich zerstreut haben und wieder zusammengerufen werden sollen. Alle Haushunde, so groß und stark sie auch sein mögen, behandeln sie mit der entschiedensten Verachtung, warten ihren Angriff ab, fallen dann gemeinsam über sie her und reißen sie gewöhnlich in Stücke. Die Haushunde vergelten ihnen diesen Haß und haben selbst einen Abscheu vor ihrer Stimme, in so weiter Entfernung sie sich auch hören lassen mögen; ja, diese Stimme ist ihnen mehr zuwider, als die des Löwen, denn sie springen auf und bellen zornig stundenlang. — Der wilde Hund scheint das Verbindungsglied zwischen

dem Wolf und der Hyäne zu sein und die Landbesitzer auf dem Borgebirge der guten Hoffnung, welcher Landesstrich den Engländern jetzt gehört, haben Mühe genug mit ihrer Ausrottung, besonders im Innern des Landes, wo solche sich noch sehr häufig befinden. Die zunehmende Colonisation wird ihrer aber nach und nach wohl Herr werden und solche größtentheils ausrotten.

XLV.

In China herrscht noch immer eine ungemeine Hochachtung für runde Bäuche, lange Nägel und kleine Füße. Die letztern werden besonders bei den Mädchen von Jugend auf so eingezwängt, daß oft der kalte Brand entsteht und die Füße abgenommen werden müssen und man viele Unglückliche mit so verstümmelten Gliedmaßen sieht. Was nach den neuesten Berichten, da es den Christen in China jetzt erlaubt ist, die christliche Religion auszuüben, so findet das vierte Gebot: „Ehret Vater und Mutter,“ bei dem heidnischen Theile den besten Einklang, denn sie wenden ihre ganze thätige Kraft der Liebe auf die Angehörigen zu, die Verwandten, die Mitglieder ihrer Familie, eine Liebe, welche in der äußersten und unbe-

dingtesten Verehrung ihrer Eltern den höchsten Gipfel erreicht. Die väterliche Gewalt, so wie die Zuneigung und der Gehorsam der Kinder bis zur aufopferndsten Hingebung kennt keine Grenzen, selbst bis zum Tode nicht. Hievon finden sich durchgängig vom Reichsten bis zum Armsten herab die rührendsten Beispiele. Zum Beispiele: Ein Bettler hatte es sich zum Gesetze gemacht, seiner alten Mutter täglich einen Groschen von seinem erbettelten Gelde abzugeben und wenn er nicht so viel erbettelte, als einen Groschen, so zog er lieber es vor, einen Tag lang zu hungern, als seiner Mutter diese kindliche Gabe zu entziehen. Was aber außerhalb seines Stammes und seiner Familie steht, was einen andern Namen trägt, oder gar einem andern Orte angehört, existirt für den Chinesen so gut wie gar nicht; das ganze Volk ist ihm fremd, er kennt es nicht und hat keinen Begriff davon, daß ihre Pflichten oder Ansprüche in irgend eine nähere Beziehung zu demselben bringen könnten. Die allgemeine Menschenliebe erfafst weder seinen Geist noch sein Herz.

Bei der dichten Bevölkerung von China mit etwa 300 Millionen Seelen, wo sich Stadt an Stadt, Dorf an Dorf befinden und der kleinste Raum

mit Menschen überfüllt ist, tritt die Thierwelt fast gänzlich in den Hintergrund und alle Verrichtungen derselben, wie solche bei uns statt finden, werden in China von Menschen ausgeübt, welche im eigentlichen Sinne des Wortes Lastthiere sind. Der kleinste Fleck wird möglichst nutzbar gemacht, um den möglichst großen Ertrag des Bodens zu erzielen, daher gleicht auch das ganze Land einem Garten.

Diese Emsigkeit der ganzen Bevölkerung ist der Hauptcharakterzug der Chinesen, gepaart mit Schlaubeit und Verschmitztheit und einem scharfen praktischen Verstande in Richtung und Berechnung auf das unmittelbar Nützliche. Sie sind im eigentlichen Sinne ein Volk der Nützlichkeit mit allen guten und bösen Eigenschaften, die sich gegenseitig bedingen. Unter den letztern steht namentlich die schroffste Selbstsucht und der kälteste Egoismus hervor, welche beide bis zur unglaublichsten Härte und schreiendsten Unmenschlichkeit getrieben werden.

Der Chineser lebt für sich und arbeitet nur für sich; niemals erhebt er eine Hand, um den leidenden Menschen zur Hand zu stehen; mit der größten Gleichgiltigkeit kann er Hunderte am Hun-

gertode sterben sehen, ohne daß er selbst für Geld bewogen werden könnte, einen einzigen von dem Untergange zu erretten oder in sein Haus aufzunehmen. Er hält im Gegentheil eine solche Hilfe für gesetzwidrig und gefährlich und mißbilligt es im höchsten Grade, wenn ein Dritter sich dazu bewogen fühlen sollte. Eine natürliche Folge davon ist die wahrhaft fatalistische Resignation, womit sich auch der leidende Theil seinem Schicksale ergiebt, ohne Murren, ja selbst mit Lächeln geht er dem Tode entgegen, weil es eben das Schicksal so will.

Die Chinesen wissen leider nichts von dem christlichen Sage: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst“ und ihr Leben kann daher ohne Befolgung desselben nie ein wahrhaft freudiges sein. Da es jedoch jetzt in China erlaubt ist, die christliche Religion zu lehren, so werden sich wohl Viele zu derselben wenden, den Unterschied einsehend, der zwischen dieser und der bisherigen ihren, die Wohlfahrt der Menschheit zur Aufgabe hat.

LXVI.

Man nimmt an, daß die Menschen seit 6000 Jahren auf der Erde ihren Wohnsitz haben und

noch sind sie, wie uns die Geschichte lehrt, nicht zu der Erkenntniß gekommen, wie sie sich auf derselben vernünftig, naturgemäß und gegenseitig liebeich benehmen sollen. Noch immer befehlen und unterdrücken sie einander, theilen sich nicht allein in Herrn und Freidiener, sondern in rohe Beherrscher, Sklaven und Leibeigene und bis jetzt sogar noch in Staaten, deren Bewohner sich zum Christenthume bekennen und dem Gesetze Gottes, der gegenseitigen brüderlichen Menschenliebe auf das schändlichste Hohn sprechen und handeln. Wie erst bei nichtchristlichen Völkern?

In Aegypten, dem Lande, wo vor 3000 Jahren der König Pharaon die Israeliten zu den härtesten Diensten zwang, an demselben rothen Meere, wo dieser Tyrann ertrank, lebt noch heut zu Tage ein armes, gedrücktes, elendes Volk, welches für seine Beherrscher gezwungen wird, nach deren Willkür um den kleinlichsten Lohn zu arbeiten. Es sind die Fellahs, einst eingewanderte Araber, die man später alles Grundeigenthumes beraubte und nur als Sklaven und Leibeigene behandelt. Was sie auf dem Felde erbauen, müssen sie ihren Herren zu den von ihnen bestimmten Preisen verkaufen und was sie brauchen, ebenso nach seiner

Angabe abkaufen. Und wenn sie nicht arbeiten wollen, so werden sie von bestellten Aufsehern mit der Peitsche zur Arbeit getrieben.

Die armen Leute haben nichts, als was ihnen ihr Gebieter, der Vicekönig von Aegypten und seine Günstlinge zuweisen und das ist wenig genug. In ihren elenden, schmutzigen Wohnungen, die das Nilwasser noch häufig wegschwemmt, ist die Pest ein regelmäßiger Gast; Hunger und Kummer blickt aus ihren Augen und die ganze Bevölkerung ist durch die lange Knechtschaft feig, faul, schwächlich und dumm geworden. Ihre höchstens zwei Ellen hohen Hütten aus von Lehm und Stroh zusammen geformten Ziegeln, sind gleich Vogelneestern und über alle Beschreibung ärmlich, unbequem und schmutzig. Ein Dattelsstamm bildet den Dachstuhl und darauf geworfene Palmzweige und Blätter mit Erde bedeckt, machen die Dachbedeckung aus.

Die Hütte hat kein Fenster, keinen Ofen, keinen Herd, keinen Tisch, keinen Stuhl. Mit unterschlagenen Beinen sitzt der Fellah auf einer Palmenmatte, die den aus Thon zusammengestampften Boden bedeckt, darauf schläft er mit seiner ganzen Familie, Hausthieren und Geflügel,

alles untereinander. Kleine Oeffnungen, die im Winter ganz verschlossen werden, vertreten die Stelle der Fenster und lassen ein klein wenig Luft in die Dunsthöhle hinein.

Das Brennmaterial wird von Frauen aus dem frischen Dünger von Kameelen, Pferden und Eseln in runde, dünne Platten geformt, dann außerhalb an die Wände der Hütte gefleht und von der Sonne getrocknet; damit kochen sie ihr Fleisch oder backen ihre Maiskuchen.

Zwischen den elenden Hütten der Fellahdörfer tummeln sich die nur mit Hemden bekleideten oder auch ganz nackten Kinder von dunkler Hautfarbe oder sitzen in wiegenartigen lehmnen Behältnissen und darneben sitzen oder wandern die schwächlichen Gestalten der Männer und Frauen herum, jede mit baumwollenen Hemden von meist dunkler Farbe bekleidet, die den Männern bis an die Knie, den Weibern bis an die Waden geht. Die Weiber verhüllen trotz der Hitze ihr Gesicht mit einem schmalen Stück schwarzen Zeuges, so daß nur die Augen frei bleiben. Die Männer tragen auf dem kahlgeshorenen Haupte einen Turban oder Fes und meistens keine Hose.

Bei der Unsauberkeit der Fellahs und den

abscheulichen Ausdünstungen sind Pest, Augenentzündungen und Fieber abwechselnd immer da. In den Wasserlöchern ist verdunstetes Wasser, die Kirchhöfe liegen mitten in den Dörfern und da man die Todten ohne Särge nur in eine nicht tiefe Grube legt und blos mit Steinflözen bedeckt, ehe man Erde darauf wirft, so kann es nicht anders kommen, als daß bei der großen Hitze in Aegypten und der Uberschwemmung des Nils die fürchterlichsten Krankheiten entstehen.

Armes, sehr gedrücktes Volk, wann wird die Stunde deiner Erlösung aus der mahomedanischen Barbarei schlagen? — Wann werden die Engländer sich Aegypten als des Durchgangspostens nach Ostindien aneignen und mit christlicher Liebe Freiheit und Gesezlichkeit und ein freudiges Leben herbeiführen?

XLVII.

Die Menschenrassen kreuzen sich wechselweise in ihren Verbindungen und es entstehen allerhand Mischlinge aus schwarz und weiß, braun, röthlich u. s. w.

Ein Reisender, der sich auf der westindischen Insel Trinidad, den Engländern gehörig, bei einer Hochzeit von einem Neger und einer Nege-

rin, beide in unsern Augen häßlich erscheinend, besand, erzählt Folgendes: Ich nahm ohne Umstände Platz an der Tafel zwischen einer der lieblichsten Töchter Englands und einem Quadrantomädchen (der vierten Mischung aus der Abstammung von einem Weißen und einer Negerin), deren schwarze Augen von unvergleichlicher Schönheit funkelten und die bei den Negern bestehenden gekräuselten Wollenhaare in lange, seidenweiche Locken umgewandelt waren. Ihr Auge hatte einen feuchten Glanz und einen anziehenden Blick, ihre Farbe war schön, denn ein leichtes Braun schimmerte durch die klare Haut und ein helles Roth belebte ihre Wangen. Ihre prachtvolle Figur war in weißen, fast durchsichtigen Musselin gekleidet und ihr kleiner, feiner Kopf mit einem carmoisirten, rothen Seidentuch turbanmäßig umwunden, während eine Menge Geschmeide auf ihrer tadellosen Büste und den schön geformten Armen funkelte, welches ihr von ihrer Herrin zu der Hochzeitsfeier geliehen wurde.

Unterdessen hatten sämtliche Gäste an der Tafel Platz genommen, von welcher sehr schwachhafte Gerüche ausströmten. Hier gab es Pasteten von Landkrabben, Papageien gebraten wie Fasanen, Gürtelthiere in ihrem Panzer gabacken, der Pa ca,

ein hübsches, hasenähnliches Thier in einer pikanten Brühe schwimmend, gebratene junge Affen, Kapauen von gewaltiger Größe und das berühmte Peperpot, ein Gemenge aus den Ueberbleibseln der Speisen, deren Verwendung sparsamen Frauen außerdem viele Mühe macht. Champagner schäumte hie und da in den Gläsern, aber nur in denen der Europäer, denn die Erfrischungen der Afrikaner beschränken sich auf Rum, Cognac und ein aus Branntwein bestehendes Getränk, das man Madaira tauft.

Nach der Tafel kamen die Musikanten herbei und es wurde eifrig getanzt. Die farbigen Gentlemen blieben bis an den Morgen und sangen im Voraus:

„Wir bleiben bis zum Morgen hier,
Bis Tageslicht erscheint.“

Am Schluß der Glückwünsche der heimkehrenden Gäste geruhete die Neuvermählte den Schleier zu heben und man sah in ein dicklippiges Gesicht, das von den Anstrengungen des Tanzes fettglänzend triefte und eben keine Veranlassung gab, den Herrn Gemahl um sie zu beneiden, der übrigens ein Freineger, wie jetzt in allen englischen Besitzungen, war und ein ansehnliches Landgut eigenthümlich besaß.

LXVIII.

Ein großer Theil der Menschheit ist noch immer in den Ansichten der verschiedenen, höchst irrigen Lehren befangen, welche wir mit dem Namen des Heidenthums bezeichnen und glaubt sich Gott gefällig zu erweisen, wenn er seinen Körper martert, statt sich im Geiste seiner Allmacht, Weisheit und Güte zu nahen und dankerfüllt die Gaben der Erde gehörig zu würdigen. So noch auch in Ostindien in den verschiedenen Sekten, deren Fanatismus jede Menschlichkeit schändet.

Auf dem großen Markte zu Abschein, welche Stadt zugleich eine der besuchtesten Wallfahrtsorte ist, erzählt ein englischer Offizier, machte ich in dem Lager der Fanatiker während ihrer Bußstunden mehrere Besuche und war Zeuge mancher sonderbaren und schmerzlichen Szene; der traurigste Anblick aber war vor allen der der weiblichen Andächtigen, die in voller Jugendblüthe, aller und jeder Kleidung entblößt und wie die Männer über und über mit Asche beschmieret waren. Ich bemerkte ein interessantes junges Mädchen der gosschianischen Sekte in diesem Zustande, welche die Sohle ihres kleinen Fußes am langsamen Feuer röstete. Ein sich sehr heilig dünkender, aber sehr

fündiger Mann von der Sekte der Byraji röstete seinen ganzen Leib mit dem Gesichte gegen die Sonne gekehrt, zwischen vier Feuern; auch sah ich einen begeisterten Goshianer mit den Fersen an einem Baumaste hängen, den Kopf abwärts und sich in dieser Stellung über einem, auf dem Boden angebrachten Feuer vorwärts und rückwärts schwingen, so daß dieses, so oft sein Kopf darüber hinkam, auf seiner Nase Bratfleisch machen mußte.

Ein Jammermensch der Ughori = Sekte hatte sich auf einem etwa 10 □ Fuß großen Eiland inmitten des Flusses niedergelassen. Seine Lieblings Speise war das Fleisch todter Menschen. Sein Gesicht war das Abstoßendste, das sich denken läßt; es drückte Angst und Wildheit aus. Eine andere Sekte, der Dadu Punthis, zog meine Aufmerksamkeit auf sich durch die wunderlichen Stellungen bei ihren Andachtsübungen. Als ich eines Abends durch einen Obstgarten kam, sah ich zu meiner Überraschung etwa 20 Menschen in feierlichem Schweigen, ihre Köpfe ganz in Bettdecken eingehüllt, unbeweglich auf dem flachen Bauche liegen. Sodann erhoben sie sich auf alle Vier und blieben so mit ihren in freier Luft schwebenden Leibern wie schwächliche Heuschrecken. Mit diesen beiden

Stellungen wechselten sie mehrmals ab. Am folgenden Abend sah ich sie alle in zwei Reihen einander gegenüber sitzen und nach einer melancholischen, aber keineswegs unmelodischen Weise einen Psalm singend. Als der Gesang beendigt war, legte sich jeder von ihnen wieder auf den Bauch, wickelte seinen Kopf in die Bettdecke und überließ sich seinen feierlich sein sollenden Meditationen.

Muß man nicht staunen, daß die menschliche Natur eine so heillose Behandlung auch nur einen Tag ertragen kann? — Ja, die Erde ist das Narren- und Strafhaus der Menge wahnsinniger Menschen.

LXIX.

In Spanien sind noch immer die Stiergefächte eine Belustigung des Volkes, Hoch und Niedrig, und diese Thier- und Menschenquälerei eine hervorragende. Nachdem das Stiergefächte zur Einleitung kommt, sprengt ein Algua- zil, ganz schwarz gekleidet, in seinem Mantel auf einem andalusischen Pferde in die Bahn zur Loge des Präsidenten, nimmt den Hut ab und fängt einen Schlüssel auf, welchen ihm der Präsident zuwirft. Dieser Schlüssel schließt den Stieren den Eingang der Kampfbahn auf, er grüßt auf's neue

und entfernt sich mit majestätischer Miene. — Nun aber treten die zweibeinigen Helden des Tages auf, die drei Matadores, gefolgt von einem Duzend Bandilleros, in seidnen Strümpfen, kurzen Beinkleidern mit gestickten Jacken und in grellfarbenem Mantel. Hinter ihm schreiten die Picadores einher, ausgestopft und wattirt bis zum Ungeheuerlichen. Diese sind mit langen Spießen bewaffnet und tragen Hüte mit breitem Rande. Wenn sie sich vor dem Präsidenten verneigt haben, stellen sie sich am Ende des Kampfplatzes auf und bald herrscht die tiefste Stille unter der Menge der Zuschauer. Alle Blicke sind nun auf das Thor gerichtet, welches sich öffnen soll, es folgt eine Pause, ein Moment der Erwartung, dann stürzt plötzlich der ersehnte Stier auf den Schauplatz; ein Schrei erschütterte den Boden, oft aus 15.000 Kehlen.

Die sechs Stiere, welche aufzutreten haben, waren die Nacht zuvor in einem kleinen Hofraum nächst dem Amphitheater und ohne alle Nahrung den Tag über gewesen, um durch den Stachel des Hungers ihre natürliche Wildheit anzuspornen. So wie sie die Schwelle überschreiten, befestiget eine geschickte Hand mittelst einer Angel eine Band-

schleife an ihre Schultern. Der Stich einer Eisenspitze gibt den Thieren einen Vorgeschmack von dem tödtlichen Kampfe, dem sie entgegen gehen. Sobald der erste in die Umzäunung gelangt ist, bleibt er in der Mitte stehen und wirft scheue Blicke um sich her, als ob das Gebrüll der Menge es einschüchterte. Dann beugt es den Kopf und stürzt sich auf einen Picador, der es mit vorgestreckter Lanze erwartet. Das muthige Thier nimmt die Wunde hin, ohne sie zu beachten, schiebt die Lanze bei Seite, als wäre sie ein Schilfrohr, und seine Hörner in die Weiche des Pferdes tauchend, verdoppelt es seine Stöße und zerarbeitet die Eingeweide seines Opfers in wilder Wuth. Einen Augenblick wird Pferd und Reiter in die Luft gehoben, dann stürzen sie schwer in den Sand.

Nun kommen ihm die Bandilleros zu Hilfe und stellen den Gefallenen auf die Füße, nachdem sie den Stier mit ihren rothen Tüchern gereizt und nach einer andern Seite hingelockt haben. Auch das arme Pferd erhebt sich, wenn es nicht in irgend einen edlen Theil gestoßen wurde; der Picador setzt sich abermals in den Sattel und führt es ganz schwankend zum neuen Kampfe. Während dieser Zeit hat der Stier mit blutgetränkter Stirne

einen neuen Stoß erhalten und einen andern Feind niedergeworfen. Die mörderischen Spiele dauern so lange fort, bis es dem Präsidenten gefällt, wahrzunehmen, daß eine hinlängliche Anzahl Pferde getödtet ist. Er gibt ein Zeichen, die Trompeten erschallen und einer der Bandelliros tritt mit dem Banderillas vor. Dieses sind hölzerne, drei Fuß lange Stäbe; an einem Ende flattern farbige Papierstreifen und ein Pfeil mit Widerhaken ist an dem andern befestiget. Es handelt sich darum, zwei dieser Wurfgeschosse nach rechts und links in die Schultern des Thieres zu schleudern. Jede neue Wunde reizt nun das Thier zu neuer aber vergeblicher Wuth und als man einen Trompetenschall hört, beginnt der letzte Auftritt des Trauerspiels.

Der Matador, welchem es obliegt, den Stier zu tödten, nähert sich dem Balkon des Präsidenten mit dem Degen in der Hand in scharlachrothem Mantel und bittet um Erlaubniß, sein Amt zu vollbringen. Wenn er diese erlangt hat, schleudert er seinen Hut mit halb komischer Entschlossenheit nach dem andern Ende des Kampfplatzes, stellt seine Gehilfen auf, und befiehlt ihnen, den Stier an den Ort zu locken, wo er sterben soll.

Während einigen Sekunden halten sich die beiden Gegner unbeweglich einige Fuß von einander entfernt, der Mensch mit ruhiger Haltung, das Thier mit blutunterlaufenen Augen, welche wild in ihren Höhlen rollen. Endlich rafft der Stier sich auf, der Matador hält ihm seinen Scharlachmantel entgegen, an welchem der Stier seine Wuth in die leere Luft erschöpft.

Der ohnmächtige Grimm des Stieres wächst, plötzlich jedoch findet er sich in einer bedrohlichen Lage, der tödtliche Stahl schwirrt über seinem gebogenen Haupte und dringt dann bis an das Heft zwischen beide Schultern hinab. Das Thier stößt dumpfes Gebrüll aus; einen Augenblick später spritzt ein Blutstrahl aus dem Maule und den Rüstern, langsam sinkt es auf den Sand, während die breiten Weichen krampfhaft beben, das Leben flieht allmählich, und kriegerische Musik und ein donnernder Beifallsruf begrüßen den Sieger.

Ein Diener, mit einem Messer bewaffnet, schleicht sich alsdann zu dem Stiere, sticht ihm in die Kehle und endiget seinen Todeskampf. Vier Maulthiere, prächtig aufgezümt, und eines hinter dem andern gespannt, werden in die Bahn geführt. Man bindet den Stier an den Hörnern fest und

treibt die Maulthiere an; sie machen die Kunde um den Kampfsplatz, die schwere Leiche schleppend, welche eine Furche zieht und eine blutige Spur hinterläßt. Wenn sie dem Thore gegenüber gelangen, durch welches sie hinaus sollen, läßt man sie im Galopp laufen, und sie sind mit ihrer Last in einigen Minuten später verschwunden. —

Mit welchen Gefühlen sollen wir Christen diesen barbarischen Spielen der vorzeitlichen Heiden zusehen, wir, die wir uns rühmen, daß unsere Sitten, unsere Cultur eine rein menschlichere geworden.

